



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Neunundzwanzigster Jahrgang.

N^o 40.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Ein schönes Gesicht.

Novelle nach englischem Motiv frei bearbeitet

von
Max von Döbner.

(Nachdruck verboten.)

Ein trüber, regnerischer Februarmorgen war es; auf der Landstraße, welche nach Blasir führte, ritt ein junger Mann, Schenkendorf's munteres Jagdlied vor sich hin trällernd. Er begab sich zu dem Hundewettrennen, welches in Kelsey Doon heute stattfinden sollte. Der Reiter war groß, breitschulterig, schlank gewachsen und beiläufig achtundzwanzig bis dreißig Jahre alt; sein dunkelgrüner Jagdanzug war nicht nur an sich sehr malerisch, sondern stand auch vortrefflich im Einklang mit dem frischen, schönen Antlitz, den freundlichen blauen Augen und den von einem kurzgeschnittenen, blonden Barte bedeckten Wangen. Er ritt einen prächtigen Braunen, offenbar ein Rassepferd, wie man sie auf dem Lande nur selten zu finden pflegt.

Karl Gascoigne, der Besitzer von Monkland, einem nahegelegenen Herrschaftsgute von großer Ausdehnung, war ein vortrefflicher Reiter, für den kein Graben zu weit, kein Hinderniß zu beschwerlich schien. Er war ein schöner, männlicher, offener und edel denkender Geselle, der, nach mehrjährigen weiten Reisen in die Heimat zurückgekehrt, dieselbe nun noch inniger liebte dem vordem, und sich nun mit allem Fleiße der Bewirtschaftung seiner umfangreichen Güter widmen wollte. — Er erfreute sich nicht nur bei seinen Pächtern, sondern überhaupt in der ganzen Gegend allgemeiner Beliebtheit, und zum großen Theile seinem Einflusse war es zu danken, daß die Bauern nicht murrten, als man ihnen, allerdings gegen Bezahlung, manches Stück grünes Wiesenland abnahm, um es zum Rennplatz umzugestalten.

Aber nicht allein der Landleute Beliebtheit war Karl Gascoigne, auch die jungen Damen von Blasir theilten die Ansicht ihrer Eltern und fanden den jungen Mann außerordentlich lebenswürdig; sie lächelten ihm holdselig zu, wenn sie ihn, sei es im Ballsaal, sei es im täglichen häuslichen Verkehr oder auf einem Spazierritt, trafen.

Karl Gascoigne hatte keine besondere Vorliebe für den Verkehr mit Frauen, am allerwenigsten liebte er kühne Reiterinnen, oder gar Damen, welche sich an Wettrennen und Jagden betheiligten; so kam es auch, daß er Frau Fenwick, die Gattin eines der Matadores bei den Hundrennen, nicht leiden konnte; ihre laute Stimme, ihr burschikoses Wesen verletzten sein Zartgefühl; noch unangenehmer als diese waren dem jungen Manne aber mehrere der Mädchen, von denen er sehr genau wußte, daß sie sich nur auf das Pferd setzten, um ihm zu gefallen, dann aber so ängstlich waren, daß es ihnen an Muth gebrach, über die kleinste Hecke hinwegzuweichen.

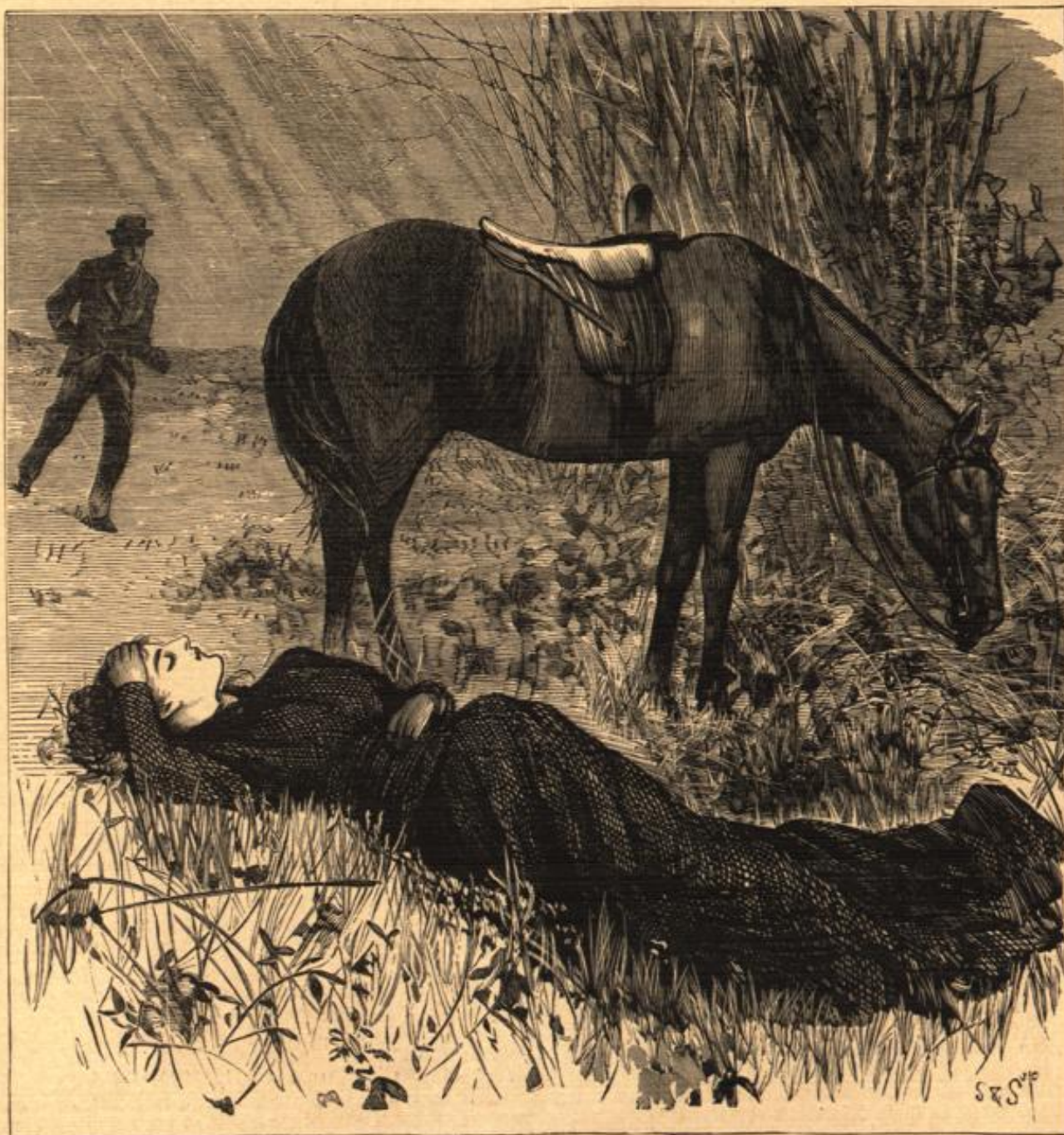
Raum eine junge Dame bürfte sich in
Mitt. Welt. XXIX. 29.

ganz Blasir gefunden haben, die einen Heirathsantrag des Eigentümers von Monkland von sich gewiesen hätte, Gascoigne aber bot ihnen keine Gelegenheit, Körbe auszutheilen; sorgenlos und freien Herzens ging er seines Weges, keine Wolke verdüsterte seine Stirne, das Lächeln schwand nur selten von seinen Lippen; er war stets mit Vergnügen bereit, sich mit jungen Mädchen zu unterhalten, vorausgesetzt, daß sie hübsch waren und keine allzu hoch gespannten Anforderungen stellten; niemals aber ließ er sich so weit ein, daß irgend eine der Damen zu ernstlicheren Hoffnungen auf Herz und Hand des reichen Gutsbesizers berechtigt gewesen wäre.

„Warte nur, bis auch Deine Stunde schlägt, mein Junge!“ sprach sein Freund Baron Heinrich Chaplin eines Tages zu ihm, „dann wird's Dich mit doppelter Gewalt packen, um das Versäumte nachzuholen, denn Herzensruhe wie die Deine ist unnatürlich.“

Karl aber lachte sorglos und trällerte ein munteres Liedchen vor sich hin, das gleiche, welches er an jenem Februarmorgen sang, als er einsam die breite Fahrstraße entlang ritt.

An jenem Morgen war es, als er mit einem Male den Hufschlag eines andern Pferdes hinter sich vernahm, und



Ein schönes Gesicht. Seltsames Wiedersehen. (S. 471.)

er wandte sich im Sattel, um zu sehen, wer ihm folge, denn da er so ziemlich alle Leute weit und breit in der Runde kannte, konnte es ja nur irgend ein guter Freund oder Bekannter sein. Doch die Straße machte einen Bogen und wer immer der Reiter auch sein mochte, Gascogne's Neugierde wurde nicht sofort befriedigt, denn er blieb seinen Blicken noch eine Weile entzogen; endlich aber wurde die Gestalt doch sichtbar, und mit Ueberraschung gewahrte Karl, daß es eine Dame sei, die ihm überdies vollständig fremd; ihre wunderbare Schönheit blendete den jungen Mann förmlich und verwirrte ihn so sehr, daß er, alle Etikette vergessend, sie unverwandt anstarrte.

So wenig Worte auch hinreichend den Liebreiz jener Erscheinung zu schildern vermögen, müssen wir ihn doch in Kürze dem freundlichen Leser andeuten, denn Emma Woodwyl's schönes Gesicht war ihre verhängnisvolle Morgengabe.

Ihr Kolorit war von jener durchsichtigen Blässe, welche jeden leisen, rostigen Anhauch so leicht aufnimmt und das frische Roth der Lippen nur noch blendender hervorhebt; das Haar, welches tief in die Stirne hereingefämmt war, hatte jene kastanienbraune, goldig schillernde Färbung der alten venetianischen Schule, die dunklen Augen blickten leicht verschleiert schwärmerisch in die Welt und waren von nahezu schwarzen Brauen gekrönt, während die langen seidigen Wimpern ebenfalls viel dunkler erschienen als das Haupthaar; die Züge waren von seltener Regelmäßigkeit, dabei aber nichts weniger als ausdruckslos; das Mädchen mußte noch sehr jung sein, doch lagen bereits tiefe Schatten unter den Augen, die aber nur deren Schönheit erhöhten.

Sie war tadellos gekleidet, das dunkelgrüne Tuchgewand umschloß eng die schlankte Gestalt, um den Hals war ein schmaler Leinenkragen mit goldener Broche befestigt, das Haar war am Hinterkopf in einen Knoten geschlungen, die Hände bedeckten lange hirschederne Stulphandschuhe.

Sie saß mit vollendeter Eleganz auf dem schönen Pferde, man erkannte sofort die gewandte Reiterin und zum ersten Male in seinem Leben sagte sich Karl Gascogne, daß es doch Frauen gäbe, welche zu Pferd einen nicht unbedingt nachtheiligen Eindruck hervorrufen, ja, er starrte sie unausgesetzt mit offenkundiger Bewunderung an, bis endlich ein Blick aus ihren dunklen Augen ihn zur Besinnung brachte und er den Hut lästete als Erwiderung auf die halb anmuthige, halb gebieterische Reizung ihres schönen Nackens.

„Wollten Sie mir gefälligst mittheilen, wo das Rennen heute eigentlich stattfindet?“ fragte sie mit melodischer Stimme; „ich konnte es nicht erfahren, bevor ich von Hause weggeritten, und war froh, als ich Sie sah, da ich annahm, daß Sie mir sicherlich den richtigen Weg zu weisen im Stande sein würden.“

„In Kelsey Doon ist das Rennen,“ entgegnete Karl Gascogne in offener Verwirrung.

„In Kelsey Doon? Danke vielmals; das ist doch in der Richtung gegen Ost-Stanton?“

„Ja, über die Felder, auf der Straße nach Stanton; darf ich Ihnen irgendwie behülflich sein; ich würde mich glücklich schätzen, wenn Sie mir gestatten wollten, Ihnen als Wegweiser zu dienen.“

„Sie sind sehr freundlich,“ entgegnete sie mit einem lächelnden Blick, „aber ich brauche Sie nicht weiter zu behelligen; ich bin nicht fremd hier und kenne die Gegend genau. Guten Morgen!“

Sie neigte das schöne Haupt, und ihr Pferd leicht mit der Gerte berührend, ritt sie in raschem Tempo vorwärts, doch plötzlich hielt sie abermals an und wartend, bis Gascogne an ihre Seite gesprengt war, fragte sie, diesmal mit anmuthigem Lächeln:

„Darf ich Sie nochmals einen Augenblick behelligen? Sie sehen, daß ich ohne Groom reite, ich wäre deshalb sehr dankbar, wenn Sie die Güte haben wollten, meine gelockerten Sattelgurten anzuziehen; doch nehmen Sie diese Bitte nicht übel von einer Fremden.“

„Mit größtem Vergnügen!“ entgegnete Gascogne, vom Pferde springend. „Herrlicher Morgen heute!“

„Herrlich!“ stimmte sie lächelnd bei, „obwohl der Himmel bedenklich umwölkt; jedenfalls ist das Wetter für einen Renntag wie geschaffen. Vielen Dank,“ fügte sie hinzu, als er seine Mission beendet, „nochmals guten Morgen und Dank für Ihre Mühe!“

„Es war keine Mühe,“ entgegnete Gascogne lächelnd, „es war ein Vergnügen.“

Er hätte gerne die Bitte hinzugefügt, die junge Dame möge ihm erlauben, an ihrer Seite weiter zu reiten, doch ein undefinirtes Etwas in ihrem Wesen hielt ihn davon zurück.

„Der kürzeste Weg nach Kelsey Doon ist doch beim rothen Kreuz; vorüber, nicht wahr?“ fragte sie, nochmals nach rückwärts blickend.

„Ja, aber der alte Woodwyl läßt die Thore seiner Besitzung nicht offen und es müssen deshalb mehrere Hecken übersprungen werden.“

Sie erröthete bei diesen seinen Worten. „Ich denke, daß ich es trotzdem versuchen will, jenen Weg einzuschlagen, guten Morgen!“

Und sie gab ihrem Pferde die Sporen, er folgte langsam, sah aber trotzdem aus der Ferne, wie sie, bei einer unbewohnten Besitzung, „des alten Woodwyl“ angelangt, mit ihrem Pferde in einem kühnen Sprunge über ein hohes Gitterthor hinwegsetzte; er wußte kaum, was er mehr bewundern sollte, die Geschicklichkeit des Pferdes oder den Muth der Reiterin.

„Welch' reizendes Geschöpf!“ sprach er sinnend vor sich hin, während er eine Cigarre anzündete und in einen Seitenpfad einbog, der nach Schloß Chaplin führte, wo er versprochen hatte, vorzusprechen, um seinen Freund abzuholen. „Wer mag sie sein, eine sehr gewandte Reiterin und das schönste Weib, welches ich jemals gesehen, ist sie jedenfalls; von wo sie kommen mag? Vermuthlich zu Gast bei irgend einer der Familien in der Umgegend; bei Fenwicks ist sie gewiß nicht, dort hätte ich sie schon gesehen und dann ist auch die Dame des Hauses viel zu klug, um ein so schönes Geschöpf einzuladen, so lange sie ihre eigenen unverborgten, häßlichen Töchter im Hause hat. Im Pfarrhof kann sie auch nicht sein, denn Any würde mir's erzählt haben, wenn sie Besuch erwartete. Sie sagte, sie sei keine Fremde und kennt sich auch offenbar in der Gegend aus; ohne Groom auszureiten, sonderbar für ein junges Mädchen; sie scheint aber vollkommen geeignet, sich selbst zu schützen! Welche Augen, welches Lächeln, welche Stimme! Ich muß sie wiedersehen!“

In Gedanken verloren ritt er weiter, bis er endlich vor den Stallungen seines Freundes anlangte und dieser selbst ihm entgegentrat.

„Hallo, Karl, da bist Du ja!“ rief Heinrich Chaplin freudig, „ich dachte, Du wärest zum Frühstück kommen; wie geht's, Mylady?“ fügte er, das Pferd Gascogne's streichelnd, hinzu.

„Gut, wie Du siehst; nun, bist Du bereit, dann laß uns gehen! Guten Morgen, Reynold,“ fügte er, zu dem Stallmeister gewandt, hinzu. „Reitest Du heute die braune Best?“

„Ich wollte es, aber Reynold ist unerbittlich und sagt, das Thier dürfe heute nicht hinaus, so muß ich eben den Fuchs nehmen.“

Und Baron Heinrich Chaplin schlang sich in den Sattel, beide Herren nickten der Dienerschaft einen Abschiedsgruß zu und fort ging's in raschem Tempo.

„Ist irgend etwas geschehen, Gascogne?“ fragte Heinrich nach einer Weile, unter den buschigen Brauen hervor einen ängstlich forschenden Blick nach dem Freunde werfend, dem er innig zugethan war und mit welchem er außerordentlich gut harmonierte, obschon er um zehn bis zwölf Jahre älter war als Jener.

„Geschehen?“ wiederholte der Andere verwundert; „nein, was sollte geschehen sein, wie kommst Du auf den Einfall, Harry?“

„Dein Gesicht und Dein ungewöhnliches Schweigen veranlaßten mich zu dieser Annahme; es war mir, als läste irgend etwas auf Dir?“

Karl lachte. „Es beschäftigt mich nur eine Idee, vielleicht kannst Du mich aufklären; als ich vorhin zu Dir ritt, begegnete mir eine Dame —“

Heinrich blickte überrascht empor. „Nun?“

„Eine Dame auf einem superben Pferd,“ fuhr der Andere fort, „das herrlichste Geschöpf, welches ich jemals gesehen!“

„Wer — die Dame oder das Pferd?“

„Sei nicht einfältig, Harry,“ war die ungeduldige Entgegnung. „Die Dame natürlich, obwohl auch das Pferd nicht übel war; die Reiterin aber ist, wie gesagt, das reizendste Wesen, welches ich jemals erblickt!“

„Hoho — und wie hat sie denn ausgesehen, wenn man fragen darf?“

„Das kann ich Dir selbst nicht genau schildern, ich weiß nur, daß der Gesamteindruck wunderbar gewesen, beiläufig wie eines jener herrlichen Bilder, die wir in Italien gesehen.“

„Eine Dame?“

„Zweifelslos, Kleid tadellos, Haltung vornehm und elegant!“

„Vermuthlich zu Besuch in der Nachbarschaft,“ bemerkte Baron Heinrich ziemlich gleichgültig.

„Natürlich, aber wo?“ fragte Karl mit so viel Ungeduld, daß sein Freund lächelnd aufblickte.

„Wird nicht schwer zu erfahren sein, weßhalb hast Du nicht ihren Groom gefragt?“

„Sie ist ganz allein geritten.“

„Allein, ganz allein und zum Rennen?“ fragte Baron Heinrich in bedeutungsvollem Ton. „Höchst sonderbares Vorgehen, mein Freund.“

„Wenn sie nicht etwa dort Jemanden getroffen,“ bemerkte Karl hastig.

„Ihren Gatten vielleicht; könnte Hans Miller's Frau sein, sie sind Samstag von der Hochzeitsreise zurückgekehrt.“

„Nicht wahrscheinlich, weßhalb sollte sie allein reiten? Ueberdies hätte Miller jedenfalls gewußt, wo das Rennen stattfindet, und sie hat mich erst darum gefragt; und dann hat Miller eine Fremde geheirathet, dieses Mädchen aber kennt die Gegend hier sehr gut, nein, Frau Miller kann es nicht gewesen sein.“

„Es scheint Dir sehr viel daran gelegen, Dir selbst zu beweisen, daß sie nicht verheirathet ist,“ rief Heinrich lachend, „ich habe Dich noch nie so ernstlich von einer Frau sprechen hören, Karl!“

„Sie interessiert mich!“ entgegnete der Andere freimüthig. „Sie ist von wunderbarer Schönheit, ich wollte, Du hättest sie gesehen, Heinrich! Selbst Du, der Du in diesem wie in allen andern Punkten so kritisch und schwer zu befriedigen bist, hättest keinen Tadel über die Lippen bringen können.“

„Da sie nach Kelsey Doon geritten, werde ich sie vermuthlich zu Gesicht bekommen, wenn sie nicht unterwegs verunglückt ist,“ rief Heinrich lachend, „ich hoffe nur, sie wird nicht gleich der Mehrzahl der Frauen ewig und überall im Wege stehen.“

„Keine Gefahr! Ich wollte, Du hättest mit ansehen können, wie sie über das Gatterthor beim rothen Kreuz hinwegsetzte; ich habe niemals einen kühneren Sprung gesehen.“

„Nun, das ist aus Deinem Munde hohes Lob; wir sind ja nun bald in Kelsey Doon, also werde ich die schöne Amazone sehen, die Dich so sehr bezaubert hat.“

Sie waren während des Gesprächs die Straße entlang geritten, hatten über einen Fluß gesetzt und schlugen nun die Richtung querfeldein gegen den Rennplatz ein; man vernahm schon das Signal, daß das Rennen seinen Anfang genommen, und sie eilten rasch weiter, um schneller zum Ziele zu gelangen.

Das letzte Stück des Weges, welchen die beiden Freunde zurückzulegen hatten, war sehr steil, und als sie endlich auf der weiten Hochebene anlangten, hatte das Rennen bereits seinen Anfang genommen, und ein sehr zahlreicher Kreis von Zuschauern war versammelt.

Ein buntes, farbenreiches Bild bot sich ihren Blicken: die Herren waren nahezu vollständig im dunkelgrünen Jagdanzug erschienen, mit hohen Stiefeln und Stulphandschuhen. Man hatte Galerien errichtet, von denen aus Frauen und Kinder dem Rennen zusehen sollten, und alle Plätze waren dicht besetzt. Im Aktionärraum sah man sogar einige Damen, so zum Beispiel Frau Fenwick in dunkelgrüner Reitrobe, mit scharlachrother Weste und sammetnem Varet, ihr zur Seite eine jener unschönen Töchter, von welchen Gascogne in so wenig schmeichelhafter Weise gesprochen, und die ihn doch ahnungslos mit strahlendem Lächeln willkommen hieß; die junge Frau Miller, die sich als eine sehr gewöhnliche Person entpuppte, war ebenfalls mit ihrem Gatten zugegen, desgleichen Fräulein Chaplin, eine Cousine des Barons, mit ihrem Vater; etwas weiter von der ganzen Gruppe entfernt, ziemlich vereinsamt, saß, noch immer hoch zu Ross, die Dame, welche Gascogne's Aufmerksamkeit am Morgen wachgerufen hatte; ihr Pferd wandte unruhig den Kopf hin und her, es war, als wolle es bekunden, daß es sich viel besser dünke wie alle anderen umstehenden Thiere.

„Dort ist sie, Chaplin, sieh hin!“ rief Karl eifertig, zugleich auf Frau Fenwick zureitend, die ihm mit ihrer Gerte ein Zeichen gegeben hatte, näher zu kommen.

Heinrich folgte dem Geheiß, doch da die junge Dame das Haupt nach der andern Seite hin gewandt hatte, konnte er nur mit kritischen Blicken die tadellose Gestalt und das vortrefflich passende Reitkleid mustern. Dann aber, als sie sich endlich ihm zuwandte, da mußte er selbst gestehen, daß sie schön sei, tausendmal schöner noch als Gascogne's Schilderung ihn hatte annehmen lassen.

„Wer mag sie sein?“ dachte er, gerade wie sein Freund es vor ihm gedacht hatte. „Karl hat Recht, eine Dame ist sie zweifelsohne, eigenthümlich aber bleibt es, daß sie so ganz allein umherreitet; es müßte denn einer dieser Herren zu ihr gehören — aber nein — ich kenne sie Alle! Welch' ein reizendes Antlitz, so stolz und doch so — ja so traurig. Ich muß Fenwick fragen, ob er sie kennt.“

Und Baron Heinrich ritt an den Genannten heran und stellte nach mehreren gleichgültigen, nur der Form wegen hingeworfenen Bemerkungen seine Frage, doch Fenwick behauptete, nachdem er einen flüchtigen Blick nach der Reiterin geworfen, daß sie ihm vollständig fremd sei.

„Verzeuelt schöne Person,“ rief mit unvergleichlicher Eleganz zu Pferde; frage meine Frau, die wird sie wahrscheinlich kennen.“

Doch Frau Fenwick konnte ebenfalls auf Heinrich's Anfrage keinerlei Bescheid ertheilen.

„Hübsches Pferd, das sie reitet,“ bemerkte sie mit kritischem Blick. „Ich wollte, es gehörte mir, obschon ich für solches Thier zu schwer bin. Nein, lieber Baron, ich kann Ihre Neugierde nicht befriedigen und werde im vorliegenden Falle auch schwerlich jemals in die Lage kommen, es zu können, denn obwohl ich nichts weniger als präge bin, will es mir doch scheinen, daß eine Dame, die ganz allein zu einem Rennen reitet, kein passender Umgang für mich ist.“

Um Heinrich's Lippen zuckte es spöttisch, doch bevor er etwas erwidern konnte, mischte sich das Töchterlein der Dame mit in das Gespräch.

„Finden Sie die junge Person hübsch, Baron? Ich meine, sie wäre so übel nicht, wenn das Haar etwas weniger röthlich,“ sprach sie mit nieselnder Stimme.

„Ein schönes Mädchen mag immerhin einem andern Gerechtigkeit widerfahren lassen,“ entgegnete er, indem er sich verneigte, worüber Fräulein Fenwick gnädig lächelte und sich dann an Gascogne wandte.

„Und Sie, Herr von Gascogne, was meinen Sie, finden Sie die Fremde hübsch?“

„Hübsch!“ wiederholte der junge Mann verächtlich, „ich finde sie das schönste Wesen, welches ich je im Leben gesehen.“

„Das ist eine etwas kühne Behauptung, Herr von Gascogne!“ bemerkte Frau Fenwick mit mühsam verhaltenem Jorne; inzwischen aber hatte ein neues Rennen begonnen und die allgemeine Aufmerksamkeit wandte sich nun der Bahn zu.

Karl Gascogne verfolgte heute das Schauspiel nicht mit dem ihm sonst eigenen Interesse, denn eine gewisse schlanke Mädchengestalt nahm seine Aufmerksamkeit immer wieder von Neuem in Anspruch; sie war nicht sehr weit von ihm entfernt und er konnte sie nach Herzenslust beobachten, während Chaplin, welcher hinter ihm Aufstellung genommen hatte, sich zugestehen mußte, daß die Bewunderung, welche Karl offenbar der schönen Fremden zollte, gerechtfertigt und begreiflich sei; zugleich zerbrach er sich den Kopf, wo und wann er einem ähnlichen Anblick im Leben schon begegnet sei.

Eine Stunde verging, das Treiben auf dem Rennplatz wurde immer lebendiger, Gascogne's Pferd aber verlor ein Hufeisen und er sah sich genöthigt, in den nächstliegenden Ort zu einem Hufschmied zu reiten, wodurch er den Rennplatz gänzlich aus dem Gesicht verlor.

Als der Schaden endlich wieder behoben war, ritt er, in Gedanken verloren, zurück, verfehlte aber den Weg und nachdem er eine Zeitlang vergeblich umhergeirrt, zündete er sich eine Cigarre an und beschloß, nach Hause zurückzukehren.

Der umwölkte Himmel war immer düsterer geworden, aus der Ferne vernahm man das dumpfe Rollen des Donners und einzelne schwere Regentropfen fielen nieder.

Karl Gascogne war wenig am Wetter gelegen, unbeirrt ritt er seines Weges, in mancherlei Gedanken vertieft.

Er mochte beiläufig eine Meile geritten sein, als lautes Rufen ihn mit einem Male aufschreckte, und emporblickend gewahrte er Heinrich Chaplin, der geradenwegs auf ihn zugesprengt kam.

„Ich habe beim Heimritt die ganze Gesellschaft verloren!“ rief er heiter. „Was mir aber von viel größerer Wichtigkeit ist, daß auch meine Rumflasche in Verlust gerathen; hast Du noch Vorrath, Karl?“

„Hier steht er Dir zur Verfügung, alter Knabe!“ entgegnete Gascogne, dem Freunde die Flasche bietend.

„Danke!“ und Heinrich that einen langen Zug. „Hast Du eine Ahnung, wo wir eigentlich sind, Karl?“

„Natürlich, auf dem Wege nach Esham, oder richtiger gesagt auf der Eshamerstraße, aber von dort weg, gegen West-Stanton reitend. Sind schon die Meisten fort vom Rennen, Heinrich?“

„Deine schöne Freundin ist fort; apropos, ich habe entdeckt, wer sie ist!“ und Baron Heinrich zündete sich ebenfalls gemächlich eine Cigarre an.

Karl Gascogne blickte gespannt auf den Freund.

„Run?“

Doch Baron Heinrich lachte gemächlich: „Neugierde ist in der Regel ein Fehler der Frauen, an Dir kannte ich sie noch niemals, Karl!“

„Ich bin es auch noch nie gewesen,“ gestand der junge Mann freimüthig, „nun laß mich aber nicht länger in der Ungewißheit, ich bin wirklich gespannt, ist sie verheirathet?“

„Nein, sie ist es nicht!“ entgegnete der Andere ernst, „Deinetwegen würde ich wünschen, sie wäre es!“

„Warum, Heinrich? Wer ist sie, warum so geheimnißvoll?“

„Gar nicht geheimnißvoll; wer sie sei — das kann ich Dir leicht beantworten: des alten Woodwyl Tochter!“

„Des alten Woodwyl Tochter!“ wiederholte Karl erstaunt, „Du bist ein Narr, Heinrich; ich kenne Fräulein Woodwyl und dieß Mädchen sieht ihr gar nicht ähnlich!“

„Ich sagte nicht, daß es das älteste Fräulein Woodwyl sei,“ entgegnete Baron Heinrich ruhig, „es ist des alten Woodwyl's jüngere Tochter, Du wußtest doch, daß er deren zwei habe! Sie ist beiläufig vor sechs oder sieben Jahren von Hause entflohen!“

„Während ich auf Reisen war!“ sprach Karl sinnend, „des alten Woodwyl Tochter also!“

„Ja, jetzt wirst Du wohl verstehen, warum ich gesagt, Deinetwegen beklage ich, daß sie nicht verheirathet sei?“

„Habe ich denn bereits erklärt, daß ich die Absicht hege, sie zu heirathen?“ fragte Karl ungeduldig. „Wie er dazu kommt, eine so wunderbar schöne Tochter zu haben!“

„Seine Frau war eines der lieblichsten Wesen auf Erden!“ sprach Heinrich ernst. „Ich erinnere mich ihrer aus meinen Knabenjahren — bevor sie noch den Lastern nachgegangen, welche sie vorzeitig in's Grab gebracht und Bernhard Woodwyl zu dem wüsten Trunkenbold gemacht, der er jetzt ist! — Sie war damals eben so schön wie dieses Mädchen, ich will nicht behaupten schöner, denn Du würdest mir keinen Glauben schenken.“

Schweigend ritten sie eine Weile neben einander her, dann fragte Karl:

„Liegt irgend etwas gegen das Mädchen selbst vor?“

„Nichts, wie ich glaube; sie fühlte sich unglücklich zu Hause und verließ die Rothburg eines Abends als Kind von vierzehn oder fünfzehn Jahren; seither hat sie sich als Bönne und Erzieherin in der Welt umhergeschlagen.“

„Weßhalb sprichst Du denn in einem Tone von ihr, als wäre sie eine Paria?“

„Sie ist das Kind ihrer Eltern,“ entgegnete Heinrich achselzuckend, „ärgeres Verdammungsurtheil kann es kaum geben für das arme Geschöpf!“

„Ich hätte Dich nicht für so kleinlich und engherzig gehalten, Harry,“ rief Karl vorwurfsvoll. „Was kann das Mädchen für die Sünden ihrer Eltern, alle Welt weiß, daß die Familie einst zu den angesehensten und reichsten im Lande gehörte!“

„Und alle Welt weiß ebenfogut, daß Bernhard Woodwyl ein Spieler und ein Trunkenbold, daß seine Frau eine unbedeutende Operettensängerin des zweifelhaftesten Rufes; Du weißt ganz genau, Karl, daß ich der Letzte bin, der die Sünden der Eltern dem Mädchen anrechnet, aber ich habe Dich zu lieb, als daß ich es freudig mit ansehen könnte, wenn Du Dir aus der Rothburg eine Frau holst.“

„Wer spricht denn von einer Frau!“ rief der Andere ungeduldig, „man kann doch ein so schönes Mädchen wie Fräulein Woodwyl bewundern, ohne gleich an eine Heirath zu denken!“

„Natürlich — hörst Du wie es donnert!“

„Es kommt ein Sturm, sieh' den Bliß!“ Das Unwetter, welches den ganzen Tag in der Luft gelegen, ging urplötzlich mit furchtbarer Macht nieder, im selben Augenblick vernahmen sie Pferdegetrappel hinter sich, und sich umwendend, erkannten sie Fräulein Chaplin mit ihrem Vater.

„Du thätest besser daran, mit uns zu kommen, Harry,“ sprach Herr Chaplin, „wir sind ganz nah von Zuhause; Sie kommen auch, Herr von Gascogne, Sie schulden uns schon lange einen Besuch!“

„Komm, Heinrich,“ fügte Fräulein Chaplin bittend hinzu, „Mama wird sich so sehr freuen, die beiden Herren zu sehen!“

„Ich komme mit Vergnügen, meine liebe Laura,“ entgegnete Baron Heinrich, Gascogne aber lehnte dankend ab. Er fürchte sich nicht vor dem Regen und müsse nach Hause eilen, da er zum Speisen Gäste in Monkland erwartete.

„Schandbares Wetter,“ murmelte er vor sich hin, nachdem er sich von den Andern verabschiedet und nun rasch auf einem Seitenpfade heimwärts ritt. „Wer wohl Heinrich den Namen des Mädchens verrathen haben mag; des alten Woodwyl's Tochter; nun es ist nicht ihre Schuld, und daß das arme Kind vor Jahren schon dem väterlichen Hause entflohen, beweist, daß sie mit dem Treiben jener Leute nicht einverstanden. Es ist ungerecht, ihr die Schlechtigkeit der Eltern entgelten zu lassen, und doch wünschte ich, die Familie wäre weniger verrufen!“

In Gedanken vertieft ritt er weiter, aber als er im Begriffe war, die breite Fahrstraße zu betreten, welche geradenwegs nach Monkland führte, bot sich ein Bild seinen Blicken dar, welches ihn erbleichen ließ. Am Zaune stand das schöne Pferd der Fremden, doch der Sattel war leer; bleich, anscheinend leblos, mit geschlossenen Augen lag die Reiterin im Straßengraben.

Im Nu hatte Karl sich zur Erde geschwungen und stand an der Seite des jungen Mädchens.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kräutersammler.

(Bild S. 473.)

Der Winter ist für unsern Kräutersammler eine Zeit der Sehnsucht nach dem Walde, nach den grünen Feldern — dort findet er seinen Lebensberuf. Zwar arbeitet er im Winter auch, er ordnet in Gläsern, Kästchen und Büchsen das Pfefferminzfräulein, die römische Kamille, die Hollunderblätter, den Fenchel, Tausendguldenkraut und Mauerpfeffer, — aber was will das gegen die Lust des Einsammelns! Er hat es eigentlich gar nicht nöthig, sein kleines Vermögen schlägt ihn bei seinen mäßigen Ansprüchen vor Mangel, jedoch die Apotheke lockt ihn; dort sein Bündelchen voll Theeträuter abzugeben und einige wenige Groschen zu empfangen, das ist sein Stolz; es sind ja nicht die Groschen allein, er vertritt eine wissenschaftliche Anschauung, eine große Idee, er strebt und wirkt für eine wichtige Sache, er will den Glauben an die Heilkraft der Waldkräuter, der Pflanzenextrakte aufrecht erhalten unter den neuerungsfüchtigen Menschen, und deshalb sammelt er so eifrig und gibt dem Apotheker die seltensten Heilkräuter so spottbillig. Es ist ein nach dem Leben gezeichnetes Original, das unser Bild mitten im lauschigen, duffigen Walde und in voller Thätigkeit hier wiedergibt.

Der Fußschweiß.

Bekanntlich haftet der üble Geruch der Fußbelleidung an. G. Thün untersuchte den Sachverhalt genauer. Der durch Verkleidung zusammengehaltene Schweiß macerirt die Epidermis, die sehr empfindlich, roth, es entstehen Blasen, selbst deutliches Ekzem; der Schweiß am Fuße selbst reagirt schwach alkalisch, in der Belleidung alkalisch, es ist also nicht reiner Schweiß, sondern mit Serum aus der irritirten Haut gemischt, und diese alkalische Reaktion begünstigt die Entwicklung von zahllosen Bakterien, wie sie Verfasser in den „Proceedings of the Roy. Soc. No. 205, 1870“ als Bacterium foetidum beschrieben hat. Die Behandlung besteht in energischer Desinfektion mit gesättigter Borlösung; die Strümpfe werden zweimal täglich gewechselt, für einige Stunden in die Lösung gelegt, dann getrocknet und können nochmals verwendet werden; die Füße sind mit der Lösung zu waschen, wodurch die Reizung der Haut beseitigt und eine angenehme Kühlung bewirkt wird. In die Lösung kommen Kortisolien, welche, einen Tag getragen, dann einen halben Tag in die Borlösung gelegt, dann getrocknet werden. Der Geruch verschwindet vollständig und die Schweißabsonderung wird sehr vermindert.

Albumblatt.

Sei gegrüßt, du stolzer Baum.

Sei gegrüßt, du stolzer Baum!
Unter deinen grünen Zweigen,
Die sich sanft zur Erde neigen,
Träum' ich einen schönen Traum!

Hielt ich doch die schönste Maid
Hier am Herzen trenn umfassen,
Als die süßen Worte klangen:
Dein, nur dein in Ewigkeit.

Jahre sind seitdem dahin.
Was aus meinem Lieb geworden?
Ihre Schwüre welkten, dorsten,
Und es sank ihr hoher Sinn.

Keiner Klage geb' ich Raum;
Daß ein Lieb ich einst besessen,
Ach, das hab' ich längst vergessen,
Aber nicht den stolzen Baum.

Mus.: „Gedichte und Poetische Erzählungen“ von Edoard Pratorius.
Leipzig, Ed. Warrig's Verlag (Ernst Hoppe).

Das möblierte Zimmer.

Novellette

von

S. Nipon.

(Schluß.)

Eines Tages saß ich gegen die Dämmerungszeit in meinem Zimmer und grübelte, wie ich einem Zufall in die Hände arbeiten könnte — da erschreckte mich aus dem Nebenzimmer ein gewaltiger Knall, der so mächtig war, daß der Fußboden auch in meinem Zimmer bröhlte und zitterte und die Fenster Scheiben klirrten; gleichzeitig mit diesem Knall ertönte ein lauter Schreckensruf.

Ich selbst war heftig erschreckt aufgesprungen.

„Da ist ein Unglück geschehen,“ sprach es in mir. Mein Herz, das sonst so leicht nicht aus dem Takt kam, klopfte mächtig — ich verspürte eine unennbare Angst und Besorgniß. Ich war in Hemdsärmeln — daran dachte ich jedoch nicht — ich eile aus meinem Zimmer hinaus auf den Gang, reise, ohne anzuklopfen, die Thür zur Wohnung meiner musikalischen Nachbarn auf und erblicke in einer Staubwolke Fräulein Anna schreckensbleich vor einem umgestürzten großen, altmodischen Schrank stehen, in dessen der alte kleine Herr vergebliche Anstrengungen machte, das Ungethüm von Möbel wieder aufzurichten.

Ich entschuldigte zuerst mein ungerufenes Erscheinen, dann meine unvollständige Toilette. Ich sagte, daß ich fürchtete, ein Unglück hätte stattgefunden, und die Besorgniß mich hergetrieben hätte, und sprach aus, wie erfreut ich jetzt sei, daß es nur ein kleiner Unfall wäre. Ich bot meine Hilfe an, das Möbel wieder aufzurichten.

Der kleine Herr sah nicht sehr erfreut über mein Einbringen aus — da er jedoch wohl einsehen mochte, daß er allein mit seiner Tochter den Riesenschrank nicht wieder würde aufstellen können, nahm er meine Hilfe an.

Ich bin groß und stark, ein baumlanger, bärenhafter Kerl, wie meine Freunde mich tituliren. Ich griff das gewaltige Möbel an, Fräulein Anna half, der alte Herr trat auch herzu, und so richteten wir Drei dann in kurzer Zeit das Ungethüm von Schrank wieder auf.

Nachdem dieß geschehen, schaute Anna sehr verlegen zur Erde und ihr Herr Papa richtete murrend einige Dankesworte an mich und schien gern zu sehen, wenn ich so bald als möglich wieder aus seinen vier Wänden wäre.

Ich jedoch war nicht gewillt, diesen Glückszufall, der mir eine nähere Bekanntschaft mit den Leuten so herrlich einfädeln konnte, aus der Hand gleiten zu lassen.

„Nicht Sie, verehrter Herr,“ fing ich daher herzlich an, „sind mir Dank schuldig, sondern ich Ihnen für den Genuß, an welchem Sie mich allabendlich theilnehmen lassen!“

Herr Selke sah mich aus seinen kleinen, heißen, dunklen Augen scharf und unruhig an.

„Sie haben mir, verehrter Herr,“ fuhr ich fort, „den Sinn für erhabene, schöne Musik geöffnet. Ich war zuerst ein Barbar — ich verstand nichts von der herrlichen Kunst — jetzt jedoch, ganz allein durch Ihre mir unabsichtlich gegebenen Konzerte bin ich ein begeisterter Verehrer der Posaune in Ihren Händen, Herr Selke, und des begleitenden Gesanges durch Ihre Fräulein Tochter.“

Herr Selke schaute mich wieder ziemlich mißtrauisch an und verbeugte sich nur.

„Aber durch die Wand,“ fuhr ich, trotz der wenig ermunternden Aufnahme meiner Worte, muthig und tapfer fort, „entgeht mir so manche feine Nuance — sowohl der Posaune wie auch besonders des Gesanges — dürfte ich mich nicht des wirklich großen Glückes erfreuen und ab und zu Abends hier in Ihrem Zimmer dem Konzerte beiwohnen?“

Herr Selke zog etwas finster seine Augenbrauen zusammen.

„Wir leben sehr einsam und abgeschlossen für uns, mein Herr,“ erwiderte er reservirt, „und sind gern allein. Meine Tochter, sowie ich, wir sehnen uns nicht nach Bekanntschaften. Für uns Beide sind wir uns die ganze Welt — wir leben nur der Musik und musizieren einzig und allein nur für uns.“

Das klang wenig ermutigend. Ich wußte nicht, was ich darauf erwidern sollte, und dachte schon daran, höflichst und bescheiden meinen Rückzug anzutreten, als ich wahrnahm, daß Fräulein Anna auf ihren Vater, der sie jetzt ansah, einen ganz eigenthümlich sanftbittenden Blick warf.

Darauf fuhr Herr Selke plötzlich fort:

„Nun, mein Herr, da Sie uns schon mehrfach gefällig gewesen sind und jetzt seit Monaten unser Nachbar, den

wir für einen anständigen Mann erkannt haben, wollen wir bei Ihnen eine Ausnahme machen. Kommen Sie, wann es Ihnen gefällt. Ich bitte Sie jedoch, daran zu denken, daß ich und meine Tochter wie unzertrennlich zusammengehören“ — setzte er eigenthümlich beziehungsweise hinzu — „uns nie trennen wollen, nur für einander leben und keinerlei Aenderungen in unseren Verhältnissen eintreten zu sehen wünschen.“



In Trauer. Nach einer Zeichnung von Zorn. (S. 475.)

Fräulein Anna, auf welche ich bei diesen seltsamen Worten unwillkürlich schaute, blickte, stark erröthend, verlegen zu Boden.

Herr Selke stand für einen so kleinen Mann außerordentlich starr und aufrecht da. Ich sprach meinen Dank dafür aus, daß es mir jetzt gestattet wäre, der Musik in der Nähe lauschen zu dürfen, und verabschiedete mich höflichst.

„Der kleine Alte hat Angst, daß ihm seine Tochter ab-

wendig gemacht werden könnte,“ murmelte ich, als ich allein in meinem Zimmer bei meinen Rosen sah und rothe Blumen in den grünen Grasboden hineinstupfte. „Sein Verdacht ist nicht so ganz ungerechtfertigt, das Mädchen ist reizend, lieblich, so einfach, so wahr, so die Güte selbst, und ich durchaus nicht abgeneigt, zwischen Papa und Tochter zu treten und da den Störenfried dieser ewigen Unzertrennlichkeit zu spielen. Der Kleine ist doch ein großer Egoist“

— so schloß ich meine Betrachtungen — „das Mädchen ist jedenfalls über zwanzig Jahre, sie sieht nicht aus, als ob sie für das Leben abgestorben wäre — der Beruf des Weibes ist, zu heirathen. Er kann doch nicht verlangen, daß die herrliche Geschöpf ihre ganze Jugend, ja ihr ganzes Leben der Botschaft opfert“ — und ich ertappte mich schon auf dem Wege, wieder ein grimmiger Hasser des kräftigen Instruments zu werden. Ich bezwang mich jedoch und



Der Kräutersammler. Nach einem Gemälde von Jimenez Aranda. (S. 471.)

schief mit eisenfest gehaltener, schöner Begeisterung für die Posaune bald darauf ein.

Am nächsten Abend erschien ich pünktlich bei meinen musikalischen Nachbarn.

Ich nahm bescheiden in einer Ecke des Zimmers Platz, wählte mir aber mit Zeichnerblick einen Punkt, von dem aus ich Fräulein Anna's süßes Gesicht sehr deutlich und genau sehen konnte — und heute blies Herr Seltz nicht nur Choräle. Er begann mit Rossini's „Stabat mater“, blies das Lied an den Abendstern aus dem Tannhäuser, ließ Meyerbeer, Weber, Mendelssohn folgen, und all' die begleitete Anna mit dem lieblichsten Gesänge.

Ich war im tiefsten Innern bewegt, als das Konzert zu Ende war und die vorgerückte Abendstunde mich zwang, Abschied zu nehmen, — und ich sprach jedenfalls in so überzeugungsvollen Worten meine Freude über den gehaltenen Genuß und meine Dankbarkeit dafür aus, daß auch Herr Seltz das Mißtrauen ein wenig zurücktreten ließ und etwas wärmer mich zum Wiederkommen einlud.

Nach einem flüchtigen, jedoch eigenthümlich feurigen Blick, den Anna bei diesen Worten blühartig auf mich geworfen, drehte sie mir den Rücken zu, indem sie sich anscheinend vollkommen theilnahmlos und gleichgültig für mein Kommen und Gehen bei der Theemaschine an einem Seitenischchen zu schaffen machte. Ich empfahl mich mit einer tiefen Verbeugung.

Diesem Abend folgten noch viele ähnliche.

Ich blieb ein nie fehlender Hörer der Abendkonzerte, meine Begeisterung für die Posaune nahm nicht ab — aber, wie ich hoffte, Fräulein Anna durch die häufige Beisammensein mich etwas nähern zu können — dieß wollte mir nicht gelingen.

Fräulein Anna hielt sich mir gegenüber in scheuer Entfernung, obwohl ich zu bemerken glaubte, daß, seitdem ich zugegen war, sie mit größerem Ausdruck und freudigem, innerem Hang und auch öfter sich an der Musik theilnahmte als früher. Sie wagte nur selten mich anzusehen und wich mir Morgens sehr geschickt aus, wenn ich sie treffen und eine kleine Unterhaltung anknüpfen wollte — und Herr Seltz blieb höflich-abweisend und kühl-freundlich, wie er bisher gewesen.

So kam der Oktober heran.

Mir war es klar geworden, daß ich Anna liebte, ich redete mir auch ein, gestützt auf viele untrügliche Zeichen, daß trotz ihrer Zurückhaltung ich ihr nicht völlig gleichgültig sei, und sann Tag und Nacht über ein Mittel nach, eine Entscheidung herbeizuführen und den Widerstand ihres Vaters, der gewiß recht ernstlich sein würde, zu besiegen — das heißt all' dieß, falls Anna sich vorher auf irgend eine Weise für mich erklärte.

Das Mittel aber wollte mir nicht einfallen und die Entscheidung blieb im dunkelsten Schleier der Zukunft. Auch dieser Monat nahte seinem Ende. Nach einem stürmischen, rauhen Tage war der Abend windstill geworden und ich spät zu Bett gegangen.

Es war Nacht's etwa elf Uhr und mich ließen die oben angedeuteten Gedanken nicht schlafen — da vernahm ich plötzlich ein seltsames Knacken, Knistern und Rauschen. Ich hörte verworren laut sprechen, Thüren heftig gehen und in's Schloß fliegen, eilige Schritte, Rufe auf der Straße. Es bemächtigte sich meiner eine seltsame Unruhe. Ich sprang hastig in meine Kleider und öffnete meine Thür. Es roch stark nach Rauch und das Knistern und Rauschen ward lauter — ich gehe einige Schritte nach der Treppe zu vor. Ein heißer, erstickender Rauch wälzte sich da mit einem Mal mir entgegen. Mein Licht erlosch und im Rauch zitterte dunkler Glutchein. Ich schrie in jähem Entsetzen laut: „Feuer, Feuer!“ und eile zurück nach dem Zimmer meiner Nachbarn. Anna kam mir an der Thür entgegen, todtbleich, nothdürftig bekleidet, sie taumelte im Gang und sank schwer zu Boden. Ich eilte auf sie zu, ergriff sie und trug sie hastig zur Treppe. Dort hatte die Glut jedoch so zugenommen, daß sie mir die Haare versengte — ich prallte zurück und schleppte in Todesangst die Ohnmächtige zum offenen Fenster in meinem Zimmer und schrie mit der Verzweiflung der doppelten Todesangst für das arme Geschöpf in meinen Armen und um mich selbst nach Hülfe.

Mein Rufen mußte gehört worden sein, in großer Schnelligkeit baute sich ein Leitergerüst zu meinem Fenster auf. Ein Feuermann erklimm es eilig und erschien an der Oeffnung.

„Schnell! Schnell!“ rief er. „Unten brennt Alles — es ist keine Minute zu verlieren!“

In diesem Moment schlug Anna die Augen auf, sah mich eine Sekunde starr an — dann versuchte sie, sich auf ihre Knie zu stellen.

Der Feuermann am Fenster trieb zur Eile.

„Geben Sie sie mir!“ schrie er durch den aufdringenden Rauch.

„Mein Vater! Mein Vater!“ schrie jetzt Anna.

Ich trug sie eilig zum Fenster.

„Retten Sie meinen Vater — er ist noch im hintern Zimmer!“ rief Anna, indeß ich sie trug, angstvoll. „Retten Sie meinen Vater!“ und ihre Lippen berührten in bebendem, hauchartigem Kusse, aber doch in einem wirklichen, echten, gewollten, fühlbaren Kusse meine Wange.

Jetzt wäre ich durch die leibhaftige Hölle geeilt, um den Wunsch dieses holden Mädchens zu erfüllen. Ich übergab die schöne Gestalt der wieder vor Furcht und Schrecken halb Ohnmächtigen dem Retter am Fenster, sagte ihm, daß

ich den alten Mann noch holen würde, und stürzte auf den Gang hinaus — da kam mir zitternd und bebend der alte Herr entgegen.

„Wo ist Anna?“ stöhnte er und sah sich wie irr um.

„Gerettet!“ schrie ich durch den Qualm ihm zu. Er schien zurück in die Wohnung zu wollen — da packte ich ihn um den Leib und trug ihn zum Fenster und setzte ihn hinaus, wo ein anderer Retter mit Lederhut und Seil den sich Sträubenden in Empfang nahm.

Der kleine Mann wehrte sich unsinnig — er schien absolut sich nicht retten lassen zu wollen.

„Um's Himmels willen, lassen Sie das Fenster los!“ schrie ich und entfernte gewaltsam seine Hände von dem Brette, woran er sich festgeklammert.

„Meine Posaune!“ rief jetzt der Kleine verzweifelt, „meine Posaune; sie steht links am Ofen!“

Ich eilte in das Zimmer daneben — dort waren schon Flammen — mein Haar knisterte, meine Kleider rochen brandig — ich fühlte sengende Hitze auf dem Leibe — doch in tollem Muth drang ich vor bis zum Ofen — ich erblickte die Posaune, sie war heiß, ich riß sie trotzdem hervor und stürmte mit ihr über den Gang in mein Zimmer und an's Fenster.

Ein heftiger Schreck durchzuckte meine Glieder — die Leiter war fort, Flammen prasselten unten und die Löschmannschaft sah ich nicht mehr.

Ich schrie und rief — kein Laut, keine Antwort — nur das Heulen der Flammen drang zu mir herauf — Krachen und Rauschen —

Ein Funkenregen wirbelte empor und jetzt drang die Glut unerträglich in mein Zimmer.

In meiner Verzweiflung eile ich auf den Gang in eine der nach hinten heraus gelegenen Wohnungen, ob sich vielleicht dort mir eine Gelegenheit zur Rettung vor der gräßlichsten aller Todesarten bieten möchte.

Ich lief von einem Fenster zum andern. Es brannte dort noch nicht, wenn auch unten schon Qualm aufwirbelte und Glut leuchtete — da erblicke ich etwa zehn Fuß unter mir ein Zinkdach eines der eingebauten Hinterlogis.

Darauf hinabzuspringen, war zu gefährlich. Ich war groß und schwer — konnte mir die Füße brechen und wäre dann hilflos eine Beute des Feuers geworden — diese Erwägungen zogen blüthepnell durch mein Gehirn.

Ich besann mich nicht weiter lange — ich nahm die Posaune, packte das Mundstück des gebeugten Rohres an das Fenster, kletterte hinaus und glitt, an der Posaune mich herablassend, tiefer. Meine Füße aber berührten noch nicht den Boden, doch war er nicht mehr weit entfernt — ich stieß den Fuß zum Absprung gegen die Mauer — da gab die Posaune nach und ich fiel mit dieser sehr unfaß auf das Dach hinab — dieß jedoch war so heiß, daß ich mich keine Minute aufhalten durfte. Ich lugte umher, bemerkte ein Fenster und eilte, das Instrument in der Hand, darauf zu. Ich zertrümmerte die Scheiben, öffnete das Fenster von innen und zwängte mich mit dem Instrument hinein; ich gelangte in eine Bodenkammer — der Feuerchein erleuchtete unheimlich den kahlen Raum, er war aus Lattenwänden gebildet. Ich riß einige Latten los, kam hinaus, tappte weiter und gelangte zuletzt zu einer Treppe. Ich stieg diese hinab und kam hinunter auf einen Hausflur, dessen Glasthüre verschlossen war — durch Zertrümmerung der Fenster dieser kam ich auf den Hof und durch ein Nebengäßchen auf die Straße.

Ich schöpfte Athem, wischte mir den Schweiß, der von der Stirn troff. Ich war gerettet und hielt die Posaune in der Hand.

Allerdings war diese nicht mehr heil — das Mundstück war abgerissen und die eine Seite stark verbeult. Ob sie noch Töne geben wird? fragte ich mich — ob nicht am Ende der alte Enthusiast mir es nie vergeben wird, sein Instrument ruiniert zu haben — wo mag Anna sein? — diese Gedanken durchschwärmten meinen Kopf, während ich durch das trummere Nebengäßchen eilte, um auf die freie Straße zu gelangen.

Indessen waren, wie ich später erfuhr, die Geretteten über den kleinen Platz, an welchem das brennende Haus lag, in ein Nachbarhaus gebracht und Anna wie ihr Vater mit Kleidern versehen worden. Dort standen sie, umgeben von den übrigen Hausbewohnern, die gleichfalls sich dort hin geflüchtet, in einem großen Hausflur und schauten dem verheerenden Walten des Elementes zu.

Herr Seltz sah finstern brütend vor sich nieder, während Anna verzweiflungsvoll umherlief, die Hände rang und ein Mal um das andere rief:

„Er kommt nicht, er hat sein Leben eingebüßt unserer wegen. Er ist todt, erstickt, verbrannt“ — und dann flehte und bat sie die Feuerleute wieder, doch noch einmal einen Rettungsversuch zu wagen.

„Fräulein — es ist unmöglich,“ lautete die Antwort. „Wir haben über Erlaubniß lange verweilt — die Leitern fingen durch die Flammen aus den Fenstern an zu schwelen und zu kohlern und wären zusammengeknirscht, sobald von oben Jemand daraufgestiegen wäre.“

„Er ist unserer wegen umgekommen! Er hat erst mich und dann meinen Vater gerettet, der Widerstand leistete — dann verschwand der Edle — er hat sicher die Besinnung verloren. O! Schredlich, unserer wegen, unserer wegen! Es ist entsetzlich!“

So jammerte sie zu den Nachbarn, zu ihrem Vater, der

bei ihren Worten zitterte und schauderte — aber keine Sylbe erwiderte.

Ich kehre in meinem Bericht wieder zu mir zurück.

Da ich auf der Straße in der nächsten Nähe Niemand von den Bewohnern des brennenden Hauses fand, so ging ich dem Geräusch der auf und nieder gehenden Spritzen nach und kam auf den kleinen Platz, von wo aus der enge Straße wegen die Löscharbeiten geleitet wurden. Ich wand mich durch die Spritzen und Feuerleute hindurch und stand plötzlich vor dem Thorweg, in welchem ich Herrn Seltz erblickte. Da erscholl ein Schrei aus der Tiefe des Hausflurs und plötzlich fühlte ich zwei weiche Arme um mich geschlungen und meinen Mund mit heißen Küssen bedeckt. Ich konnte mich nicht rühren, denn in der einen Hand hielt ich die große Posaune, die andere war durch die Umarmung an den Leib gepreßt.

„Er lebt!“ rief die Stimme an meinem Munde. „Er lebt!“ und an diesem Ton erkannte ich Anna. Ich ließ die Posaune fallen und schlang meinen Arm um die bebende Gestalt.

So standen wir einige Sekunden fadellichtbeleuchtet zwischen den Feuerleuten einerseits und dem im Hausflur versammelten Publikum andererseits.

Da riß sich Anna plötzlich von mir los und eilte wieder in das Halbdunkel des großen gewölbten Hauseingangs zurück, wo sie, wie ich bemerkte, sich niederkauerte und die Hände vor das Gesicht schlug.

Ich ging jetzt auf ihren Vater zu.

„Mein Herr Seltz,“ sprach ich. „Hier ist Ihre Posaune.“

Er nahm zitternd das Instrument und sah mich wortlos an.

In seinem faltigen braunen Gesicht zuckte es, seine dunkelglühenden Augen belamen einen eigenthümlichen Schimmer.

Er warf die Posaune heftig zur Seite.

„Ich war ein Narr,“ sprach er. „Ein sinnloser Narr — dieses elenden Dinges wegen hätte ich um ein Haar ein Menschenleben — vielleicht sogar zwei vernichtet,“ und seine Blicke suchten seine Tochter und blieben mit seltsamem Ausdruck auf dieser haften.

Ich mußte jetzt meine wunderbare Rettung erzählen, die Aller Augen auf die in der ganzen Nachbarschaft wohlbekannte Posaune richtete.

Das Haus brannte nieder. Ein Unterkommen in der Nähe fand sich nicht und wir Drei, Herr Seltz, Anna und ich, begaben uns in die Stadt zu einem Gasthof. Ich trug hiebei Herrn Seltz's Posaune, der sie in dem Winkel, wohin er sie geschleudert, ohne sich weiter um das einst so geliebte Instrument zu bekümmern, liegen gelassen hatte.

Am nächsten Morgen trat ich in das Zimmer des kleinen Herrn. Er saß mit Anna beim Frühstück.

„Herr Seltz,“ sprach ich. „Wir müssen uns jetzt eine Wohnung suchen. Ich hoffe, daß dieß Feuer uns nicht getrennt, sondern sogar enger mit einander verbunden hat — so wenigstens fühle ich — und da, Herr Seltz,“ fuhr ich fort, „möchte ich Ihnen einen Vorschlag machen. Trennen können wir uns nicht und zusammenbleiben jetzt nur unter einer Bedingung: — wenn Fräulein Anna meine Frau wird und Sie, Herr Seltz, dann bei uns wohnen.“

„Natürlich! Natürlich! Das ist das Beste!“ stotterte Herr Seltz.

„Fräulein Anna, deren Gesinnung in diesem Punkt ich aber nicht kenne, mußte doch erst ihre Zustimmung geben,“ warf ich zögernd ein.

„Sie fragen noch!“ sprach Anna leise und wurde dunkelroth dabei. „Ich habe Sie ja gestern in meiner Todesangst und Leidenschaft fast gezwungen zu diesem Schritt, den Sie jetzt vielleicht aus Mitleid unternehmen. Ich — ich habe Sie von der ersten Begegnung an geliebt, als ich die Kündigung Ihnen vorhielt,“ setzte sie verschämt stotternd hinzu.

„Ja, und es hat erst des Feuers bedurft, um Sie zu überzeugen, daß ich Ihr Wohl höher als mein Leben schätze!“ rief ich aus.

„O nein!“ flüsterte Anna und sah scheu auf ihren Vater.

„Ja, mein Herr,“ nahm jetzt Herr Seltz, der nun wieder ganz der kleine, straffe Herr von früher geworden zu sein schien, das Wort. „Mir hat die Angst und Verzweiflung meiner Tochter die Augen geöffnet und mir gezeigt, welch' ein grausamer Egoist und welch' ein Narr ich war. Um meines Instrumentes willen hätte ich beinahe Ihr Leben geopfert und, wie ich dann erfuhr, auch den besten Theil des Lebens von meiner Tochter; auch dieser Leben und Lebensglück wegen meiner Schwärmerei für die Musik, für eine Posaune.“

„Die Kunst allein als ein Ausschließliches, das Alles in sich aufnimmt und verschlingt und tyrannisch herrschen möchte über das Leben, ist eine Art Wahnsinn, der sich früher oder später selbst strafft — das habe ich jetzt eingesehen.“

„Das Instrument soll nicht mehr der Mittelpunkt unseres Lebens sein und uns beherrschen. Wenn es geht, will ich wieder es blasen. Natürlich!“ — setzte mit einem milden Seitenblick auf die Posaune, die am Sopha lehnte, Herr Seltz hinzu, — „aber das Glück und Wohl meiner Tochter, ihr junges Leben, ihre Ansprüche an Freude und Leid des Daseins will ich nicht an meine Liebhaberei ketten, an die Liebhaberei eines alten Mannes.“

„Mein Kind glaubt, wie ich das so plötzlich erfahren,“ sagte Herr Seltz hinzu, „ihr Lebensglück in der Verbindung mit Jenen, Herr Bernard, gefunden zu haben. Ich kann nichts thun, als meine Einwilligung geben. Ich will nur wünschen, daß Sie mein Kind, wie sie es verdient, zu wissen.“

Was nach diesen Worten geschah, wird der freundliche Leser nicht erst durch eine ausführliche Schilderung zu erfahren wünschen, und ich kann wohl diese kleine Erzählung mit der Versicherung schließen, daß unter Anna's Führung und Leitung ich noch immer eine ziemlich große Begeisterung für die Besaune habe.

In Trauer.

Ein Notizbuchblatt in Frauenschrift.

(Bild S. 472.)

In Trauer!...

Wie viele Leute tragen Trauer und wie wenige fühlen sie! Wenn man das wüßte!

Und wie Viele gibt es im Gegentheil, deren bitteres Leid es ist, daß sie nicht Trauer tragen dürfen beim größten Schmerz, daß sie nicht zeigen dürfen die Thränen, die sie weinen, nicht freigegeben dürfen den Schmerzensruf ihrer Brust, nicht errathen lassen dürfen die Trostlosigkeit ihres Innern.

Als ob es ein Verbrechen wäre, unglücklich zu sein, als ob es eine Sünde wäre, elend zu werden und vor Herzeleid zu verzagen über etwas, das wir tief geliebt!

Geliebt! Kann denn das heilige Gefühl Liebe jemals ein Unrecht sein? Eine Schande? Eine Schande für sich oder für das Geliebte? Ich begreife das nicht —

Und doch ist es so. Leiden ist nichts; aber sein Leid verdecken müssen, lächeln, weiter leben, das ist eine Qual, fast nicht zu tragen! Und sie wird wohl manchem schwachen Frauenherzen auferlegt wie mir!...

Ich bin noch nicht alt — ein Mädchen in den Zwanzigen noch, bin aber häßlich; so häßlich, daß ich niemals mitzählte, daß nie die Frage darnach war, wie mir um's Herz sei oder was ich fühle; so häßlich, daß ich mir von jeher sagte, ich dürfe mir eine Freude begehren, sondern nur Duldung. Ich sei nicht für das Genießen da, sondern für Pflichten.

Marianne Hell heiße ich. Mein Vater ist ein armer Beamter gewesen. In seiner Krankheit kam er uns zu Hilfe. Wir sind vier Geschwister. Er ist der reiche Mann gewesen, dem der Palast uns gegenüber gehört, und das kleine Haus auch, wo wir wohnen.

Er ist kein junger Mann mehr gewesen, wohl gegen die Fünfzig. Aber groß und stattlich schritt er dahin. Sein blaues Auge blühte so ehrlich und treu und barmherzig aus einem braunen Gesicht und er hatte ein Herz von Gold. Das erfuhren alle Armen des Viertels, das erfuhren seine Dienstreute, das erfuhren Alle, die von ihm abhingen, das erfuhren auch wir.

Ob er mich jemals anders bemerkt hat, als daß ich eine der Töchter des kranken Mannes sei, die für Geld arbeiteten? Er war öfters bei uns. Wenn er uns Hilfe brachte, wenn er nachhülfe, wie es ging. Es brachte ihn nur das Mitleid. Natürlich. Er sprach mit uns Allen so gütig; mit mir, als der Ältesten, am meisten.

Er war der Besitzer einer großen Fabrik und hatte sein ganzes Leben mit fleißiger Arbeit zugebracht, die er liebte, denn von großer Reichtum hätte ihn wohl feiern lassen können. Aber er liebte die Arbeit.

Eines Tages sagte man, er sei Bräutigam. Er hatte das Mädchen in einer Gesellschaft kennen gelernt. Sie war die schöne junge Comtesse Vili Garsten. Ihr Vater ein alter, verbummelter Graf ohne Einkünfte, welcher nur von ein paar Verwandten und einer polnischen Revolution lebte, bei welcher er mitgewirkt hatte.

Der war natürlich entzückt über den reichen Freier seiner Tochter. Nicht so Comtesse Vili. Sie schrieb, man werde sie niemals zwingen können, den bürgerlichen Philister zu heirathen, der nicht einmal Kienpferde hielt — und sie selber sah so prächtig im Sattel!... Später „nahm sie Vernunft an“ und schrieb bedauernd und weniger und sagte endlich: „Reinnetwegen!“ Und Richard Sagam — so hieß unser Wohlthäter — war so glücklich in seiner jungen, schönen, hübsch plaudernden Braut. Daß sie ihn anfangs mißachtet habe, das fand er als schönen Stolz des Blutes an ihr; und daß sie ihn dann so plötzlich seines Reichtums wegen annahm, das hielt er für einen echten Beweis ihrer Unschuld, ihrer Rindlichkeit, die Bonbons haben wollte und schöne Kleider und Schmuck...

Wie herzlich freute er sich über dem verzogenen, hochmüthigen Dinge! Ich sah es so oft, so oft; und fühlte es immer, immer.

Eines Tages kam es heraus, daß sie einem Cousin (einem Gutsrentenoffizier, welcher seit Jahren umsonst nach einer reichen Erbin laubete und dieselbe aus Mangel an einem Extramantel nicht haben konnte), vollständige lebenslängliche Verpflegung und Ueberlassung ihres gesamten Stednadelgeldes versprochen hatte, sobald sie den „alten Narren“ heirathete.

Dieses entdeckte Briefchen war natürlich auch nur eine kindische, gehärgerte That des kleinen Tollköpfs, und Richard Sagam trug ihr auch dieselbe gar nicht nach; er lachte darüber in seiner glänzenden, selbstlosen, verzeihenden Weise und — starb.

Vorher aber machte er noch ein Testament, in welchem er seine liebe Braut zur Universalerbin einsetzte.

Und sie geht in tiefer Trauer, die schöne kleine Comtesse, mit zitternder Schmachtmiene, am Arme ihres Cousins, den sie nun heirathen kann, und das Schwarz steht ihr so schön.

Und ich... Was würde man sagen, wenn ich Trauerkleider anlege? Ich würde kein Andenken in Verdacht bringen und ich würde mich lächerlich machen. Und habe ihn doch so lieb gehabt, so unaussprechlich lieb, wie mein Alles!

Wenn ich nur wüßte, wie er es angefangen hat, aus Gram zu sterben?...

Grav Kubezahl.

Roman

von

Johannes van Dewall.

(Fortsetzung.)

XXXIII.

Große Trauer kam über unser altes, finsternes Haus; als wäre es mit alledem noch nicht genug — lag Grete krank in ihrem Bette. — Hatte sie sich übernommen bei der Pflege, oder war es der Kummer um Rauden, die Angst und Sorge, — kurzum, nach einem ihrer Samaritergänge zu Anfang des Monat März fühlte sie sich unpfählich und fiel mir, sich vom Tische erhebend, ohnmächtig in die Arme.

Unser Schreck war unbeschreiblich groß! — Ich selbst fühlte mich schwach werden, und ein Glück war es, daß der Onkel schnell herzusprang und uns stützte.

Ich sehe heute noch Gretens starres, leichenartiges Gesicht und ihres Vaters Bestürzung, wie er aufschrie und zitterte. Sein: „Grete, — mein Kind!“ geht mir noch heute durch Mark und Bein.

Während wir sie zunächst auf das Sopha betteten, kam sie wieder zu sich und lächelte uns an. „Es ist nichts,“ sprach sie matt, dankte uns mit den Augen und reichte uns Jedem die kalte Hand. Sie hatte aber nichts dagegen hernach, daß wir sie zu Bett brachten und zum Doktor schickten.

Unser Hausarzt, der alte, ehrliche Buchwitz kam, fühlte der Kranken den Puls, behorchte ihren Herzschlag und verschrieb Medizin.

„Nu — nu, — das wollen wir schon wieder zurecht-rücken,“ sprach er tröstend, in seiner freundlich-väterlichen Weise; „das macht die Frühlingsluft, das geht vorüber.“ Dabei sah er aber trotz des Scherzes recht besorgt aus.

Er nahm mich hernach beiseite und frag mich, ganz ernst mit einem Male, ob meine Cousine sich erschrocken hätte über irgend etwas, oder ob sie Gemüthsbewegungen gehabt hätte. — Ich hatte nicht den Muth, dem Doktor die ganze Wahrheit zu sagen, ich schob ihr Unwohlsein der Ueberanstrengung bei der Krankenpflege zu und behauptete, wir wären Beide damals heftig erschrocken, als man nämlich den Verwundeten in unserer dunklen Kammer gefunden hätte. —

„Das ist keine Kleinigkeit, Doktor,“ fügte ich hinzu, „unsere alte Urschel ist ganz kindisch seit der Zeit und spricht von nichts als von Dieben und Mördern.“

„Nu — nu — nu,“ machte der Doktor, „der Fall ist ziemlich ernsthaft, will ich Ihnen sagen, und unsere Kleine bedarf der äußersten Schonung und Ruhe. — War sonst immer gesund wie ein Fisch, hat kaum einen Löffel voll mixtura solvens eingenommen, so lange ich denken kann, und hat nun mit einem Male Nerven wie eine Stadtdame.“

— Ei, ei!“

Er schüttelte mit dem Kopfe und rieb sich das Kinn. „Das sind Krankheiten, wo wir Doktoren dastehen wie die Narren, — diese insamen Nervengeschichten und Herzens-angelegenheiten!“

„Aber Doktor!“ sprach ich vorwurfsvoll und erröthete. „Kenne das, Mariechen. — Grete wird Zwanzig nächstens; — mein Himmel, — das ist so der Lauf der Welt. — Wir wollen sie Baldrian nehmen lassen, aber Sie müssen ihr sagen, sie soll hübsch vernünftig sein, Gemüth und Phantasie im Zaume halten, sonst nützt das Alles nichts... Ru — nu, wollen schon sehen!“

Damit ging der Doktor zum Onkel und blieb da noch ein Viertelstündchen in seiner Arbeitsstube mit ihm allein. Als er fort war, kam Jener herauf, setzte sich an Gretens Bett und begann ihr gut zureden. — Du lieber Gott! — wie mußte es in seinem Innern aussehen, als er so dasaß an dem Krankenlager seines einzigen Kindes, das jetzt lag, wie eine liebe Blume, vor ihm lag. — Niemals so sehr wie damals erinnerte sie ihn an die Unvergessliche, deren Ebenbild sie war und die er so heiß, so leidenschaftlich geliebt hatte.

War es wohl Recht, daß er hier so in der Einsamkeit lebte, nur um besser seinem Schmerze und seinen einsteilerischen Gemüthsgeheimnissen nachhängen zu können? War es Recht, daß er Grete verhindert hatte, sich ein reicheres Wissen anzueignen, Menschenkenntnis — daß er sie verzichten ließ auf den Umgang mit ihresgleichen, auf allen höheren Lebensgenuss, bloß weil er selbst ein Menschenfeind war? Wäre es mit ihr nicht ganz anders gekommen, — war es nicht nur allzu natürlich, wenn das feurige, unerfahrene, mütterlose Mädchen ihr Herz verlor an den ersten Mann, der ihr nahe trat aus jener Sphäre, in welche sie selbst gehörte? —

Durfte er sie schelten deshalb? ... Ach nein! — seine Vorwürfe trafen ihn selbst mit schneidender Härte, wenn er diese bleichen, lieblichen Züge anschaute; tiefes Mitleid empfand er für sein Kind, ein unendliches Wehgefühl schmolz die Rinde seines Herzens.

„Mein Kind, — mein Liebling,“ murmelte er, ihre Hand in der seinen haltend und sich zu ihr herabbeugend, „Grete — mein Kind, was für Kummer machst Du mir!“

Sie lächelte ihn an und nickte ihm zu, und es war schon

wieder etwas von dem alten Lebensmuth in diesem Lächeln, so matt sie auch noch dalag.

„Sei nicht böse,“ bat sie, „sieh, es ist das erste Mal und soll auch gewiß nicht wieder vorkommen. — Ich weiß selbst nicht wie es zuging.“

Er sah sie sorgenschwer an, er konnte nicht scherzen, nicht einmal so thun konnte er, — sein Herz war voll schwerer, schwerer Sorge.

Ich ging hinaus — ich ließ sie allein.

Er begann dann, widerstrebend zwar, von Rauden zu sprechen, er frag sie, ob sie ihn denn so sehr liebe, ihn nicht vergessen könne? — Er bat sie, sich zu prüfen, und bemerkend, wie sie das aufregte, lenkte er bald wieder ein und versicherte ihr, auch ihn habe Rauden gewonnen durch seine Erscheinung und sein Wesen; er gäbe viel darum, wenn das Alles nicht geschehen wäre — er hätte sonst nichts gegen Jenen — und halte ihn im Uebrigen für einen Ehrenmann.

Nun lächelte Grete mit einem Male und drückte ihm mit stummem Dank die Hand.

Sie führten hernach ein langes, halblautes Gespräch über Rauden, und die Güte, mit welcher das von Seiten ihres Vaters geschah, schien Gretens Nerven, anstatt dieselben aufzuregen, in einer seltsamen Art zu beruhigen. Sie liebte ihn unaussprechlich, sie konnte ihn nicht vergessen, den fremden Mann, sie hatte in einer unausgesprochenen Angst vor ihrem Vater gelebt.

Es bestand ein seltsames Verhältniß zwischen Jemem und seiner Tochter: er litt das heranwachsende Mädchen, — ebenso wie mich selbst — scheinbar neben sich, ohne ihr eine größere Beachtung zu gönnen, der finstere, einsteilerische Sonderling; nur selten brach ein Funken von Gefühl, ein Blitz der Liebe aus seinen Augen hervor, aber die letzte Zeit hatte sie einander näher gebracht, sie verstanden sich auch ohne Worte und wußten ein Jedes von dem Andern, was es that und dachte. Sie waren ja einander so ähnlich in ihrem Temperament.

Heute brach die starre Rinde: Grete sagte ihm nicht, daß sie Rauden liebte, aber sie sprach davon, wie von etwas Bekanntem, sie rechneten mit jener Neigung, denn der Onkel kannte sein eigenes Fleisch und Blut zu gut, um zu wissen, daß an derselben zu rütteln nicht rathsam war. Er ahnte nur zu wohl, daß die Sorge um Rauden und die Furcht vor ihm selbst Grete in diesen Zustand versetzt hatten. Er hatte es lange genug heimlich beobachtet, wie sie sich aufzehrte, er wußte es auch, daß sie mit einander korrespondierten, und welchen Einfluß Rauden's Briefe auf Gretens Stimmung ausübten.

Heute erschlossen sich ihre Herzen, — zum ersten Male redeten sie offen mit einander, zum ersten Male traten sie sich einander so nahe. Sie sprachen von ihm. Der Onkel erzählte seinem kranken Kinde Alles, was er über Rauden wußte. Von einem Geschäftsfreunde ihm warm empfohlen, hatte er ihm sein Haus geöffnet. Jener hatte ihm mitgetheilt, Rauden sei Gutsbesitzer aus der Gegend von Görlich, ein alter Bekannter von ihm, für den er haßte.

Der Onkel schlug eine Brücke über manches für ihn Feinliche, was Grete sich selbst ergänzen konnte. Er habe anfangs demselben kühl gegenüber gestanden, fuhr er fort, habe aber, durch sein Wesen und seine Persönlichkeit bestrickt, ihn mehr und mehr schätzen und lieben gelernt. — Er halte ihn für einen, wenn auch vielleicht leichtsinnigen und ruinirten, so doch im Grunde für einen Mann von anständigen Gesinnungen, deshalb habe er auch gelitten, daß er im Hause verkehrte — habe ihm sogar Unterstützung geliehen in vielen Dingen.

Hier traf ihn ein langer, zärtlicher Dankesblick.

„Du wirst mir zugestehen, daß ich ohne Vorurtheile bin, mein Kind,“ fuhr er mit sorgenvoller Miene fort, „auf der andern Seite aber bist Du verständig genug, um einzusehen, daß unsere Lage jetzt eine eigenthümliche ist Rauden gegenüber.“

„Ich weiß es, Vater. Ich trachte, ihn kennen zu lernen mit aller Mühe und mit allen Mitteln. Sein Herz ist gut, er ist großmüthig, aber er ist leichtsinnig, wie Du sagtest, und wir wissen nichts von ihm, als was er selbst für gut hielt uns zu sagen.“

Sie seufzte und senkte die Wimper. Das war ihr größter Kummer, — nicht daß er leichtsinnig, nein, daß er nicht offen war, der Mann, den sie liebte.

Der Onkel sah eine Weile da, den Kopf in die Hand gestützt und sann.

„Mein Gewährsmann ist ziemlich glaubwürdig,“ fuhr er fort, „auch brachten ja die Zeitungen damals einige Enthüllungen über ihn und seine Vergangenheit.“

Diese Worte bezogen sich auf einen Artikel, welcher gleich nach jener unglücklichen Schmuggelaffäre in einigen öffentlichen Blättern erschienen war. Darnach hätte Rauden nach Bezahlung seiner nicht unbedeutenden Schulden im vorigen Herbst seine Verfassung bei Görlich plötzlich verlassen, um, wie man nach einigen von ihm gethanen Aeußerungen schließen wollte, nach Amerika auszuwandern.

„Mißliche pekuniäre Verhältnisse scheinen ihn veranlaßt zu haben, zu Haus zu verschwinden und hierher zu gehen, um sich schnell einen größeren Verdienst zu verschaffen. — So etwas kommt bisweilen vor, mein Kind, und es ist darum Jemand noch eben kein böser Mensch; man nimmt es mit dem Schmuggel nicht so genau, und jedenfalls ist derselbe in meinen Augen noch ein ritterlicheres Geschäft

Fortsetzung auf Seite 477.

Gemischte Gesellschaft.

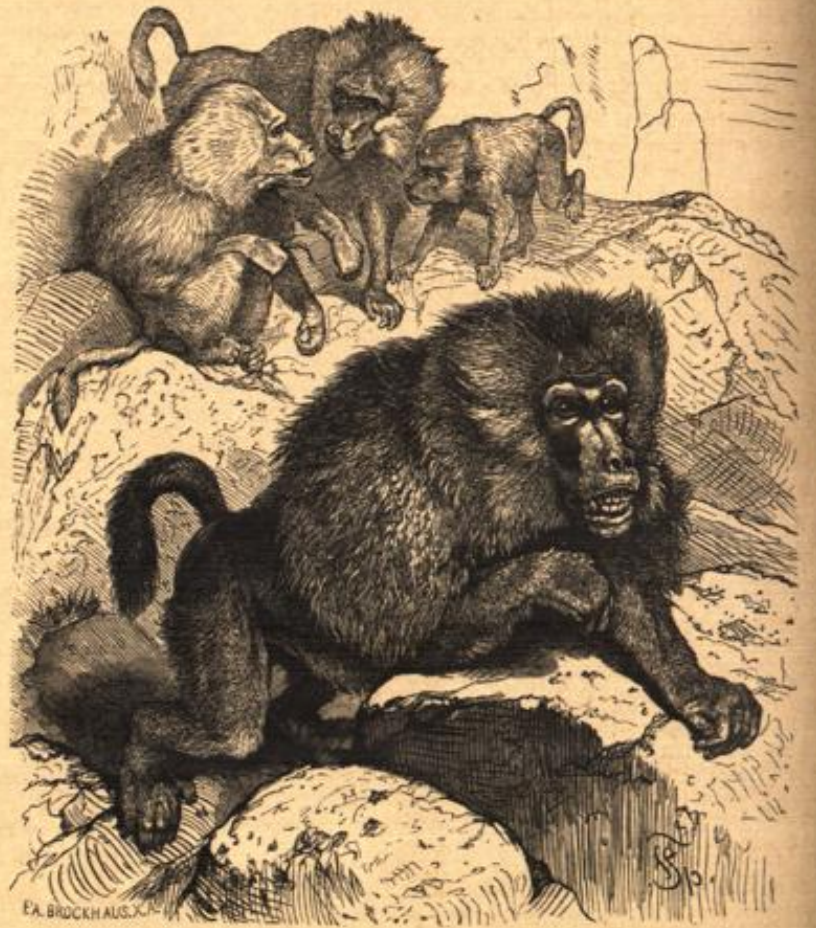
Von L. Martin, welcher unseren Lesern schon längere Zeit durch seine Thierschilderungen bekannt ist, erscheint gegenwärtig im Verlag von Brockhaus in Leipzig eine „Illustrierte Naturgeschichte der Thiere“, welche er im Verein mit anderen Fachmännern herausgibt. In derselben wird dem deutschen Publikum ein Werk geboten, welches strenge Wissenschaftlichkeit mit durchaus praktischer Durchführung vereinigt, welches in seiner

Uebersichtlichkeit und reichen Ausstattung Jedem von unschätzbarem Werthe sein muß, der ein warmes Interesse für die Natur und ihre Geschöpfe hegt. Wir glauben keinen bessern Beweis für die hohe Bedeutung dieses Werkes geben zu können, als wenn wir die Originalillustrationen durch Abschnitte des dazu gehörigen Textes hier umrahmen.

Brauner Bär.

Wer erinnert sich nicht aus seiner Jugendzeit des Alles in Erregung versetzenden eintönigen Trommelschlags, wenn der wettergebräunte

Führer seinen brummenden und tanzenden Peh durch die dicht belebten Straßen führte? So wenig der Bär bei dem Nummernschanz in Vorn fehlen darf, ebensovienig fehlt er bei den Tänzen der Rothhäute in Nordamerika und bei den Volksbelustigungen der Indianer in Südamerika oder in Indien; kurz, überall spielt er den unfehlbaren, tölpelhaften Belustiger der Menschen. Ze er mit der ganzen Sohle auftritt, so ist sein gewöhnlicher Gang plump und unbeholfen; wird er erregt, so trabt er nicht minder ungeschickt einher. Nur im Klettern zeigt er eine Geschicklichkeit, die man ihm bei seiner unbehüllichen Waffe nicht zutrauen sollte.

Brauner Bär (*Ursus arctos* Linné).Hamadryas (*Cynocephalus hamadryas* Desmarest).

Aber nicht einmal alle Bären sollen dieses Vermögen besitzen, das z. B. dem hochnordischen Braun und dem des Atlas fehlen soll.

Der Hamadryas.

In Herden von hundert und mehr Stück bewohnen sie hohe Gebirge, in deren Klüften sie ihre Schlafstätten haben. Unter einer solchen Herde sind mehrere alte Männchen, die ihre Weibchen und Jungen eifrig bewachen. Mit Sonnenaufgang verlassen sie ihre Schlupfwinkel und ziehen das Gebirge entlang, wobei Gras und Zwiebeln abgerupft und verzehrt werden. Jeder Stein wird umgewendet, um Kerbtiere zu suchen, bei schweren Steinen

vereinigen sich mehrere, um sie fortzuwälzen. An einer sonnigen Stelle machen sie Raß, den Rücken dem Wind zugekehrt, und unterhalten sich dabei mit allerlei Spielen unter wunderlichem Grunzen und Quielen, das von fern an das einer Schweineherde erinnert. Ist die Sonne höher gestiegen und hat die Gesellschaft durchwärmt, dann wird zu dem nächsten Wasser getrottelt, um zu trinken, was mit trichterförmig zugespitzten Lippen geschieht.

Meer- oder Seeotter.

Genaue Nachrichten über die Seeotter hat nur Steller gegeben, welcher um die Mitte des vorigen Jahrhunderts als Schiffs-

arzt mit nach dem Behringsmeer segelte. Nach diesem sind ihrer Bewegungen außerordentlich anmuthig und schnell. Sie läuft sehr rasch, wobei ihre nirgends fest anschließende Haut sich zitternd bewegt und das wie ein schwarzseidenes Gewand glänzende Haar einen schönen Anblick gewährt. Die äußerst klugen und listigen Thiere spielen sehr gern zusammen. Die Mutter verteidigt in fast unbegrenzter Liebe ihr Junges gegen jeden Angriff mit größter Todesverachtung. Wenn sie auf dem Lande schlafen, rollen sie sich wie Hunde zusammen. Sind sie aus dem Wasser gestiegen, so schütteln und putzen sie sich nach Katzenart. Wird ihnen der Weg verstellt, dann machen sie einen Regenbudel, zischen und

Meer- oder Seeotter (*Enhydra marina* Flemming).Waschbär oder Schupp (*Procyon lotor* Desmarest).

drohen, laufen aber davon, sobald man sie nicht mehr beobachtet.

Ihre Nahrung besteht nach Steller in Seegetrieben, Muscheln, kleinen Fischen, nebenbei in Seekraut und Fleisch. Aus dem Umstand, daß sie sich tagelang in Bächen der Inseln aufhält, zieht Steller den Schluß, daß sie leicht nach dem Binnenland zu verlegen sein dürfte, und es ist zu verwundern, daß man noch keinen derartigen Versuch gemacht hat.

Waschbär.

Den Namen Waschbär hat das drollige Thier von der Eigenschaft erhalten, seine Nahrung in's Wasser zu tauchen und säuber-

lich abzuwaschen; doch geschieht dieß nur im gesättigten Zustand, keineswegs aber bei Hunger. Sein Speisegeschäft ist ziemlich umfangreich, denn neben allem möglichen warmblütigen Gethier schmecken ihm auch Krebse, Insekten und deren Larven ausgezeichnet. Ferner liebt er unreife Maiskolben, alle Sorten Obst, vorzüglich aber Beeren und Trauben, sowie Kastanien. In seinem Gang hat er Ähnlichkeit mit dem Dachs, doch läuft er leichter als dieser und macht dabei stets einen krummen Rücken. Er klettert vortreflich und führt oft die wunderbarsten Sprünge aus. Als ein wahrer Nuschlepper weiß er sich ganz nach den Verhältnissen zu richten; in bevölkerten Gegenden schläft er am Tage in einem hohlen Baum und streicht erst des Nachts,

Unheil stiftend, umher; in mehr urzuständlichen Gebieten trabt er seine Spiele auch bei Tage.

Schon im Gesicht spricht sich sein drolliges Wesen aus. Greit und gefellig, neugierig und neckisch, wird er mit seiner Umgebung bald vertraut und versteht sich fast immer zu amüsiren. Diese glückliche Gemüthsstimmung macht ihn denn auch überall beliebt. Weßhalb er in Nordamerika viel gehalten wird und in unseren Thiergärten neben den Affen die komischen Rollen spielt. In der Gefangenschaft hat er sich schon mehrfach fortgepflanzt; er wirft drei bis vier Junge, welche binnen Jahresfrist ausgewachsen sind.

Fortsetzung von Seite 476.

gegen das Börsenspiel, aber Vieles bleibt bei alledem über Rauben's Charakter noch aufzuklären, und wie die Sachen nun einmal stehen, ist es meine Pflicht, mich selbst und mit eigenen Augen davon zu überzeugen, wer Rauben ist und in welchen Verhältnissen er lebte bisher."

Sie drückte ihm zärtlich die Hand und sah ihn zuhmend an.

"Und nun lasse ich Dich allein, oder sende Dir Marie," sprach er, indem er sich erhob. Dann sah er sich im Zimmer um — in diesem kleinen, über alle Begriffe einfachen Raum und schien zu erschrecken. — Niemals betrat er sonst unser Territorium, und neulich Abends, wo dieses ausnahmsweise geschah, war es bei Licht und unter eigenhändigen Umständen. — Er hatte nicht geahnt, wie armlich seine Tochter unter seinem Dache lebte. Die einfachen, weißgestrichenen schmalen Betten, die wenigen plumpen Möbel, die wackeligen Fenster mit ihren blinden Scheiben — er schämte sich, er machte sich Vorwürfe.

"Ihr seid hier ziemlich schlecht logirt," sprach er und

drückte seine Hand gegen den einen der Fensterrahmen, welcher nicht schloß. "Es sind Stuben genug im Hause, — es ist Zeit, daß das geändert wird."

Grete bat ihn, sie hier zu lassen, sie wäre an diesen Raum gewöhnt und liebte ihn, er aber schüttelte mit dem Kopfe.

"Ihr seid keine Kinder mehr," versetzte er und wollte gehen, wandte sich aber noch einmal herum, beugte sich zu ihr nieder und küßte sie auf die Stirn.

"Werde mir nur bald gesund, Grete!"

Sie umschlang ihn mit beiden Armen und sah ihm dankbar in die Augen.

"Deine Güte ist die beste Arznei für mich, Vater," sprach sie tief gerührt. "Ich werde nie etwas thun, ohne Deinen Willen."

"Das danke Dir Gott, mein Kind!" versetzte er ergriffen, strich ihr über das weiche Haar und ging hinaus.

Als ich hinauf kam, fand ich Grete weit gefasster. Sie nahm die Medizin, schüttelte sich dann und blieb aufgerichtet in ihrem Bette sitzen. Ich mußte mich an sie lehnen, sie

umschlang mich mit ihrem rechten Arme und erzählte mir von der Güte ihres Vaters und daß wir ein anderes und schöneres Zimmer bekommen würden.

Nun, — mir war das schon recht.

Sie sprang dann schnell zu etwas Anderem über, sie dachte immer an ihre Kranken und Bedürftigen und gab mir allerhand Aufträge, denn selbst leidend, beschäftigte sie die Sorge um die Armen unausgesetzt. Sie dachte dadurch vielleicht den Himmel mit Rauben zu versöhnen, aber es war im Grunde doch hauptsächlich ihre tiefinnerste, freundliche und selbstlose Natur, welche sie so handeln ließ.

Grete erholte sich langsam, sie lag eine ganze Weile im Bette, sie machte uns viele Sorge und nahm unsere ganze Pflege in Anspruch. Als sie hernach das Zimmer verlassen durfte, wollten die Füße die blasser Genesende kaum tragen.

Ich besorgte ihre Gänge. Auf einem dieser Ausflüge traf ich zufällig auf den Magister Erbe, dem eben aus dem Gefängniß entlassenen, welcher zu meinem größten Erstaunen in Gesellschaft einer sehr eleganten Dame am Ufer

Beim Haarkünstler. II.

Nach Skizzen von Ferdinand Bach.



Unter der Putzmühle.



Die Salbung.



Kunstpause.



Der letzte Schliß.



Zum Schluß wird rasirt.



Ende gut — Alles gut.

des Stromes stand und auf die Fähre zu warten schien. — Jene Fremde sah mich aus ihren, selbst hinter dem Schleier noch glänzenden Augen an, sie machte mich ganz verlegen durch ihren festen, forschenden Blick.

"Das ist sie doch nicht!" hörte ich sie mit einigem Sarkasmus hinter mir drein sagen.

Ich erfuhr hernach auch den Namen der Dame und den Zweck ihrer Reise: der Magister erzählte es überall, man hätte ihm fünfzehntausend Thaler für sein Grundstück geboten und machte sich sehr wichtig damit.

Als ich Greten von dieser Begegnung erzählte und ihr das Aeußere der Dame beschrieb, kam es mir, wenn auch unklar und verschwommen, in den Sinn, als müßte ich jenem Gesicht und jener Stimme schon einmal in meinem Leben begegnet sein. Es kamen ja aber jetzt so viele Fremde daher — wer konnte die vielen Erscheinungen alle im Gedächtniß behalten!

Der Onkel reiste, wie er versprochen hatte, in den ersten Wochen des Monat April auf etliche Tage nach Götting. — Er kehrte nicht ganz befriedigt zurück; Vieles stimmte wohl

und sprach für Rauben, den man dort mehr bemitleidete als verurtheilte im Allgemeinen; Manches über die Persönlichkeit desselben blieb aber noch in Dunkel gehüllt.

Mitten hinein in jene Zeit fiel die Nachricht, daß Der, mit dem wir uns so eingehend beschäftigten, aus England zurückgekehrt sei.

Eine ganz eigenthümliche Wandlung ging damals mit meiner Cousine vor, sie strahlte förmlich und war plötzlich genesen.

Ich habe allen Grund zu vermuthen, daß in jenen Tagen Rauben einige Male heimlich in der Nähe unseres Hauses war, daß er ihr aber verboten hatte, davon zu sprechen. Dann kam eben jene Anzeige, daß er zurück sei und dringend um eine Unterredung bäte, jenseits der Grenze.

XXXIV.

Der Onkel willigte ein; auch ihm lag ja viel daran, Klarheit in dieses Verhältniß zu bringen. Grete hatte bereits eine solche Herrschaft über ihres Vaters Gemüth

gewonnen, daß es ihr nicht schwer wurde, ihn zu bestimmen, sie mitzunehmen. Ich sollte anfangs zu Haus bleiben, als sie aber meine Betrübniß sah über diese Zurücksetzung, bestand sie darauf, daß ich sie begleitete.

Es war ein lieblicher Maimorgen, als wir uns früh auf den Weg machten. Grete ganz ernst und blaß, aber mit strahlenden Augen und in ihren besten Kleidern, der Onkel nachdenklich, ich gespannt auf die Dinge, die da kommen sollten und mich freuend auf die Reise.

Unser Einspänner war vorgefahren, der Urschel war aufgegeben, das Haus zu wahren und nicht zu erschrecken, wenn wir diese Nacht nicht nach Haus kämen. Wir stiegen ein und erreichten über die schlechten Feldwege die Höhe und die Chaussee.

Eine herrliche, belebende Luft wehte hier oben; dazu schien die Sonne warm vom blauen Himmel herab auf das junge grüne Laub, auf die blühenden Apfelbäume, welche uns ihren rothigen Schnee freigebig in den Schooß warfen und auf die jungen Saaten. Die Vögel sangen in den Zweigen, neben uns her jubilirten die Lerchen, sich

ausschwingend zum lichten Aether. Wer doch auch der Erde Harm so zurücklassen könnte, tief, tief da unten!

Mir war zu Muthe heute, nach dem langen, schweren Winter, nach all' der Noth und ausgestandenen Angst, als müßte ich wieder einmal aufleben, der Erde Staub, die finstere Sorge von mir abschütteln und meine Seele der Freude, der Hoffnung öffnen. — Mit langen, dürstigen Zügen sog ich die aromatische Luft ein, ließ ich meine Blicke schweifen in die weite Ferne; ich meinte, dort hinten, weit hinter jenen blauen Bergen, müßte mir und uns Allen ein neues Glück erwachsen.

Orete saß mir gegenüber, auch ihre Blicke schweiften in's Weite, auch sie war in nachdenklicher Stimmung, die Erwartung machte sie ganz blaß. Bald lächelte ihr lieblicher Mund und ihr Auge schimmerte warm, voller Glück und Hoffen, dann wieder zog plötzlich eine Wolke über ihre Kinderstirn dahin, der Blick erlosch, er wurde sinnend, traurig und jenes Lächeln verschwand.

Freudvoll und leidvoll, gedankenvoll sein! — Arme, herzige Orete! ... Wie bedauerte ich dich in meinem tiefsten Herzen, und ach, wie beneidete ich dich dennoch ... und vor Allem, wie interessant kam mir das Alles vor.

Ich war eben noch ein kindisches Frauenzimmer, mit einem Hang zur Romantik, — ich habe sogar auf jene Fahrt ein Gedicht gemacht und es in mein Tagebuch geschrieben, aber der Himmel bewahre mich vor der Versuchung, es hier verewigen zu wollen — obgleich, nun ... ich habe schon Schlimmeres gedruckt gelesen.

Der Onkel rauchte; er sah ernst und nachdenklich aus, aber nicht finst'gerade. Auch er mochte in seinem Herzen Gott bitten, daß Alles glücklich ablief, er mochte es sich reiflich überlegen, wie er handeln mußte und was er sagen wollte; dennoch kam es ganz anders hernach, als er und wir uns das Alles vorgestellt hatten. Alle jene wohl überdachten Worte blieben ungesprochen, denn, wie es fast immer im Leben geht, die Ereignisse eilten ihnen voraus.

Wir kamen in den Wald; riesige Tannen warfen ihre dichten blauen Schatten über unsern Weg, Fuhrleute begegneten uns mit langen Holzstämmen, ein einzelner Gendarm zu Pferde und dann etliche Wanderer. Riemlich steil ging es eine Weile bergan, dann ein Stückchen im Trabe abwärts und zuletzt wieder bergauf.

Der Kutscher stieg vom Boß, wir folgten seinem Beispiel. — Wie angenehm sich das ging, auf der ebenen Straße, so mitten im Walde! — Ach, es war ja mein erster Ausflug im Leben!

„Dort oben ist die Grenze,“ sprach der Onkel, mit der Hand hinauf deutend nach dem höchsten Punkte der Straße. Es stand dort ein kleines weißes Haus, das Zollhaus. Orete schaute hin, bückte sich dann und begann Blumen zu pflücken.

„Sage ihm nichts von meiner Krankheit,“ flüßelte sie mir zu, „ich thue es lieber selbst, sonst hält er sie für größer als sie ist.“

Ich nickte schweigend mit dem Kopfe. — Sie dachte in Einem fort an ihn. — Ihre Wangen rötheten sich von der Bewegung, von der inneren Aufregung, sie sah schön aus wie ein liebliches Bild, zarter als sonst, durchgeistigter, aber holdseliger und fesselnder wie je. — Wie sie einherschritt heute, so elastisch, mit dem kleinen Fuße kaum den Boden berührend, wie grazios alle ihre Bewegungen waren, wenn sie ging, wenn sie sich bückte, — etwas wie ein ganz eigenthümlicher Duft umschwebte sie, hüllte sie ein — eine Wolke von Anmuth und Hoffnung verklärte sie ganz und gar.

Wie hat die Liebe sie umgewandelt! dachte ich, sie immerfort beobachtend, — welch' eine wunderbare Gewalt hat doch diese Liebe! — Ich dachte dann an Bodmann und wie ich einst für diesen geschwärmt. — So tief freilich, wie Oretens Liebe, war die meine nicht; mich hatte sie wohl recht elend, aber nicht krank gemacht. — Die Menschen und ihr Empfinden sind eben verschieden — jedes Meer ist ja auch nicht gleich tief! —

Auch hatte ich keine Eiteliebe gefunden, wie Orete — mein Stolz und meine Eitelkeit waren meinem verletzten Herzen zu Hülfe gekommen.

Orete faßte plötzlich meinen Arm.

„Ach, liebes Mädel! — halte Du mir nur ein Däumchen, daß Alles gut wird,“ bat sie und sah mir in die Augen mit Furcht und Hoffen. Dann begann sie von Neuem ihr Sträufchen von Feldblumen zu ordnen.

„Der Himmel wird mich nicht verlassen,“ sagte sie, als spräche sie zu den Blumen, und es war ein so tiefes, zuversichtliches Gefühl in diesen Worten, daß ich tief ergriffen dachte: Wenn der Himmel diese Bitte nicht erhört, dann gibt es keine Gerechtigkeit dort oben.

Wir hatten die Höhe erreicht — die Grenze.

„Haben Sie was Mauthbares?“ frug der Zoll-aufseher und trat an den Wagen heran.

Nichts als das allernöthigste Gepäc!

Wir stiegen ein — im raschen Trabe ging es zu Thal. — Weit überfahen wir nun die Gegend, hinten die langen Ketten hoher Berge, welche sich eine neben und über die andere schoben in allerhand seltsamen Formen, zu unseren Füßen aber lag ein breites Thal, durch welches sich ein helles Flüsschen hinschlängelte mit Feldern und Wiesen, Wald und Ortschaften zu beiden Seiten, ein breiter bunter Teppich, über welchen die Wolkenschatten langsam dahin zogen. In der Mitte desselben, mit seinem Doppelthurm, lag das Städtchen Liebenau. — Dort sollten wir Rauden finden.

Der Onkel schaute nach der Uhr.

„Gleich Neun,“ sagte er. Wir waren also drei Stunden bereits unterwegs. — Wie die Zeit verging! — Gretens schlich sie gewiß immer noch viel zu langsam!

Unser wohlgenährter Brauner dampfte rechtschaffen von der Anstrengung und bis Liebenau waren es immerhin noch zwei gute Stunden. Als wir daher zu einem ländlichen Gasthose gelangten, welcher in einer Einbuchtung am Wege lag, befahl der Onkel dem Knecht zu halten und Heu zu geben. — Wir selbst tranken ein Glas Milch und machten uns dann langsam zu Fuß auf den Weg; der Wagen sollte nachkommen.

Wie wir langsam im Schatten bergab schritten, kamen wir an einen Wegweiser. „Nach den Glashütten“ stand auf demselben, ein schmaler Fahrweg zweigte sich ab. Von hier aus hatte Rauden jenen unglücklichen Streifzug unternommen, welcher ihm sein Vaterland verschloß und uns nöthigte, ihn jenseits der Grenze aufzusuchen.

Ein einzelner Fußgänger kam uns von Weitem entgegen. Ich sah Orete erröthen und erblassen, ehe ich noch im Stande war, den Wanderer zu erkennen. Ihre Sohlen bekamen plötzlich Klage. — Ein Blick auf ihren Vater und sie eilte ihm entgegen. Sie blieb dann plötzlich wieder stehen, als schäme sie sich, dann aber slog sie auf's Neue dahin. Auch jener Wanderer beschleunigte seine Schritte, er legte das letzte Stück, welches ihn noch trennte von Oreten, im Laufe zurück und so trafen sie aufeinander, die beiden Liebenden, und so sah ich mit Herzklopfen und stoßendem Athem, wie Rauden seine Arme um sie schlang, wie Orete sich an seinem Busen barg und ihn umfaßt hielt, als könnte sie nimmer wieder von ihm lassen.

Ich blieb stehen, aus Scheu theils und theils aus Schreck. Auch des Onkels Fuß stockte — ernst und un-muthig schaute sein dunkles Auge auf die Beiden, eine düstere Wolke legte sich auf seine Stirn und seine Brauen zogen sich finst'er zusammen. Dann aber — Gott weiß, welche Erinnerungen und Bilder, welche Gefühle plötzlich wach wurden in diesem einst so glühenden Herzen, welches ja unter der Wähe nicht aufgehört hatte zu schlagen — dann wandte er sich plötzlich ab und wie er sich wieder umkehrte, war sein Auge feucht. — Er fühlte sich jung werden in den Beiden: so stürmisch hatte er einst auch geliebt — so fest hielt er sein Weib umschlungen, es vertheidigend gegen Alle ... seine klugen Worte blieben ungesprochen, er hatte gerechnet ohne Orete und sich selbst, das Beste, was er thun konnte, war, zu schweigen.

Und welche Brust hätte nicht höher geschlagen beim Anblick dieses Glückes, bei dem Wiedersehen dieser beiden schönen, liebevollenden Menschen; wie fest er sie umschlungen hielt, der starke Mann, wie er sie aufhob, daß ihre Fußspitzen den Boden kaum erreichten und sie an seine breite Brust drückte, und wie das feurige Mädchen, Alles vergessend um ihn, sich an ihn anschmiegte, durchschauert von Wonne und Glück mit unsagbarer Zärtlichkeit. — Es lag etwas so Hinreißendes in dieser ganzen Begegnung, in diesem Aufgehen in einander — die hellen Thränen traten mir in die Augen und — wie gesagt, auch des Onkels Auge wurde feucht.

Eine Minute lang hatten Jene die ganze Welt vergessen um sich her, nun aber schienen sie sich zu besinnen, wo sie waren und wer ihnen zuschaute; ihre Arme lösten sich, sie kamen langsam näher, Orete von Roth überglühend, wie eine erglühende Rose, er ein wenig blaß. Ohne die Geliebte los zu lassen, trat er auf uns zu, tief ergriffen offenbar, — eine Sekunde lang sahen sich die Männer in die Augen, dann fielen sie sich um den Hals.

Orete schluchzte laut auf und schmiegte sich an ihren Vater. Ich stand beiseite und sah das Alles mit an, zitternd und bebend, aber Rauden abtappend im Stillen Vieles, was ich ihm vorgeworfen hatte. — Er liebte sie wirklich, das machte ihn mir werth. — Ach, welcher Mann hätte dieses schöne, großherzige Geschöpf nicht lieben müssen!

„Gott segne euch!“ murmelte ich tief bewegt.

Dann kam jener verlegene Moment, welcher stets einzutreten pflegt nach einer solchen Anspannung der Gefühle, wo die Wogen noch zu hoch gehen, um sich in Ruhe auszusprechen zu können und doch etwas gesagt werden muß. — Der Onkel hatte ihre Hände nun ineinander legen müssen und der Ausbruch der Gefühle wäre von Neuem begonnen, das that er aber nicht und so trat denn jene Pause ein, aber Rauden wußte mit vieler Gewandtheit und großem Takt eine Brücke hinüber zu schlagen.

„Ich hatte keine Ruhe mehr in dem kleinen Orte — ich bin Ihnen entgegen gegangen, von Dank getrieben und vom Verlangen Sie zu sehen,“ begann er, des Onkels Hand in der seinen haltend.

„Sie sehen, daß wir Ihrem Wunsche nachkommen, Herr Rauden,“ erwiderte der Onkel ein wenig steif und mit einem Versuche, den neutralen Boden wieder zu gewinnen.

„Ich werde Ihnen diese Güte niemals vergessen, Herr Steinau,“ fuhr Rauden in derselben warmen, herzigen Weise fort. „Auch ich habe das Bedürfnis, mich auszusprechen, mich in Ihren Augen zu rehabilitiren gewissermaßen. Es ist dieses eine zwingende Nothwendigkeit, wenigstens mich ein wenig in Verlegenheit setzt.“

Hier schaute er auf Orete und gerade hinein in deren zärtlich-leidenschaftlich auf ihn gerichtete Augen. — Der Onkel sah diesen Blick, dieses Ausleuchten und ermaß, daß seines Kindes Neigung zu jenem Manne eine solche war,

deren Wurzeln mit den Fasern ihres eigenen Herzens tief, — unauslöschlich verwachsen waren, daß seines Kindes Glück und das seine in die Hände Rauden's gelegt war. Wie jenem Faktor mußte er rechnen von nun an, wohl eher übel, und trotz der plötzlichen Wolke auf seiner Stirn und des leidenschaftlichen Zuckens seines Mundes, erwiderte er ein höfliches: „Ich hoffe, daß Alles sich auflären wird zu unserer beiderseitigen Zufriedenheit.“

Er wandte sich dann um, als ob er nach dem Wagen anschaute und vermied so Oretens bittend auf ihn gerichtete Augen.

Rauden benutzte diese kleine Pause, um mir herzlich die Hand zu drücken und mir zu danken für die Ausdauer und Sorgfalt, mit welcher ich Oreten zur Seite gestanden hätte.

Wir setzten uns dann langsam wieder in Bewegung. Orete ließ seinen Arm los und kam zu mir, um so den Männern Gelegenheit zu geben, sich ruhig mit einander auszusprechen. — Rauden war noch größer als der Onkel, breit in den Schultern und von tadellosem Gliederbau, dazu einfach, aber doch nicht ohne Koketterie gekleidet, während der Onkel in seinem langen Gehrocke ein wenig faden-scheinig und alt neben ihm aussah. — Man konnte Oretens Geliebten nicht ohne Vergnügen anschauen, so aufrecht und kräftig schritt er einher, so männlich und edel waren seine Haltung und jede seiner Bewegungen; kein Wunder war es, daß ihre Augen mit solcher stolzen Zärtlichkeit und Bewunderung an ihm hingen.

Dieses arme, verblendete Geschöpf — sie sah nur noch ihn, — er war ihre ganze Welt!

Rauden sprach laut, und so vernahmen wir einen großen Theil seiner Worte.

„Ich glaube, ich muß damit beginnen,“ hub er an, „mich überhaupt erst bei Ihnen zu legitimiren, Herr Steinau, — ich werde Ihnen unten im Hotel meine Papiere vorlegen, im Uebrigen, ich hörte durch Lölbel, daß Sie persönlich in meiner Heimat waren und sich nach dem Eindringling erkundigten.“

„Es war das meine Pflicht!“ versetzte dieser ernst. „Ganz gewiß, so sagte ich Ihren Schritt auch auf und hoffe, daß Sie nichts allzu Nachtheiliges über mich erfahren. — Nun, ich will mich nicht besser machen als ich bin; ich hatte das Unglück, meine Eltern früh zu verlieren, meinen Vater besonders, ich war ein wenig verzogen aus, dazu lebenslustig und unerfahren, — ich vermied nicht alle Klippen, ich steuerte etwas allzu vertrauens und allzu lustig hinaus in das trügerische Meer des Daseins, — vor Allem konnte ich den Werth des Geldes nicht recht begreifen, weil ich das hübsche Vermögen, welches mir in den Schooß fiel, nicht selbst erworben hatte.“

Als ein Freund meines verstorbenen Vaters mir den Abgrund zeigte, welchem ich zueilte, machte ich erschrocken Halt und suchte einzulernen, aber es war schon ein bißchen spät, Herr Steinau, ich quälte mich lange umsonst, ich blieb nur eben mit dem Kopfe über dem Wasser. Als dann das Glück begann, mir ein wenig zu lächeln, kam dieses gottverdammte Jahr — die Revolution, welches in mehr als einer Weise alle meine Hoffnungen vernichtete.“

Ich erschrak über seinen Fluch.

„Ich trieb mit wachsender Schnelligkeit meinem völligen Untergange zu, denn Vertrauen und Kredit waren gesunken, Niemand wollte oder konnte mir helfen ... meine Landwirtschaft stand still, denn womit sollte ich löhnen? — Da traf ich zufällig mit Jemanden zusammen, der die Zustände an der Grenze genauer kannte. — Er schloß mir verführerisch die Leichtgläubigkeit, mit welcher hier Geld zu verdienen sei. — Ich war geblendet, ich dachte: dieses Jahr hat dich zu Grunde gerichtet, mag es dich auch wieder auf die Beine bringen — kurzum, ich verbreitete die Nachricht, ich ginge nach Amerika; ich verkaufte mein Inventar und kam — empfohlen von Lölbel, hier an die Grenze.“

„Leider kam ich ein wenig spät, Herr Steinau, der Wind war umgeschlagen, man zog die Zügel wieder an — recht straff noch dazu. Das Uebrige ist Ihnen bekannt, — der kleine, übereifrige Steuerbeamte vernichtete alle meine Hoffnungen.“

„Ich komme nun zu jener verhängnißvollen Nacht ... ich muß mich noch einmal entschuldigen, Herr Steinau, — es war unmännlich, aber —“

„Ich weiß das Alles! ... Sie sehen, daß ich es Ihnen verziehe, sonst wäre ich nicht hier,“ versetzte der Onkel, mit einer tiefen Falte zwischen den Brauen. „Sprechen wir lieber von Ihrer augenblicklichen Lage, von Ihren Plänen und Aussichten für die Zukunft, Herr Rauden.“

„Nun wohl, — deshalb bin ich aber Ihnen und den Ihrigen nicht weniger verpflichtet, — ich spreche Ihnen das aus. — Von England gelang es mir, ein wenig Ordnung in meine Angelegenheiten zu bringen; an Mäße dazu fehlte es mir nicht und gewiß auch nicht an gutem Willen. — Ich hatte trotz des Verlustes vom letzten Tage noch einige Tausende gewonnen, eine kleine Summe wurde von anderer Seite flüssig und vor Allem, ich fand für mein Gut einen tüchtigen Verwalter, einen alten, erfahrenen Landwirth. Das Ganze, was ich so besaß, steckte ich in das Inventar, auch machte ich mir einen Schuldentilgungsplan. — Außerdem, kommen nur etwas bessere Zeiten jetzt, so kann ich mit Vortheil verkaufen. Ich kann dann in einer andern Gegend Deutschlands oder hier jenseits der Grenze mich auf's Neue ankaufen und — wenn auch bescheiden, ein neues Leben beginnen.“

„Und wo gedenken Sie sich bis dahin aufzuhalten?“
 „Am besten in England, Herr Steinau, und aus zweierlei Gründen: da ich nun doch einmal über jene fatale Geschichte noch ein wenig Gras wachsen lassen muß und da ich möglichst schnell einen neuen, sicheren Herd gründen möchte, aus Gründen, die ich Ihnen wohl nicht erst zu sagen brauche, so muß ich vor Allem darauf denken, in Sicherheit zu sein und etwas verdienen zu können, damit ich zu leben habe. Nun kann ich in Suffolk eine Stelle bekommen als Verwalter der Besitzung Woodbridge. Man hat mir freie Station und zweihundert Pfund jährlich geboten, — ich profitire dort zugleich in der Landwirtschaft und das kommt mir später wieder zugute. Ich machte zufällig in London Bekanntschaft mit einigen Herren, welche der preussischen Gesandtschaft nahe stehen; durch diese wurde ich empfohlen, werde ich vielleicht auch später einen Paß bekommen.“

Hier holte uns der Wagen ein — das Gespräch war zu Ende. — In munterem Trab: legte unser einfaches Gefährt den Rest des Weges zurück und ich meine, es muß Rauden nicht wenig komisch vorgekommen sein, denn so einfach fuhr er sonst nicht. — Allerdings machte die Schönheit seiner jungen Braut und das Glück, welches aus ihren Augen strahlte, ihn alles Andere jetzt vergessen.

Daß er sie wahrhaft liebte, — wie Männer eben nun lieben können — daran ist nicht zu zweifeln, man brauchte ja nur seine eigenen strahlenden Mienen zu betrachten, und wenn ich sie seine Braut nannte, so habe ich dazu wohl ein Recht, denn wenn ein Mann vor den Augen des Vaters die Tochter küßt, so sind sie ja wohl als Verlobte zu betrachten.

Wir blieben bis zum nächsten Morgen in dem kleinen Orte, es wurde dort viel gesprochen und unterhandelt, es gelang Rauden, alle Bedenken des Onkels aus dem Felde zu schlagen und auch Gretchen zu beruhigen, denn trotz ihrer großen Liebe war diese nicht blind und hatte ihm gar vielerlei und zum Theil sehr kluge Fragen vorgehalten. — Es ward beschlossen, daß Rauden sich eine neue Existenz gründen sollte und daß er, wenn das geschehen, kommen würde, um um Gretchen öffentlich zu werben, — bis dahin sollten sie stillschweigend mit einander verlobt sein.

Wenn mein stolzer Onkel in dieses, ihm im Grunde so wenig zusagende Arrangement einwilligte, so that er es nur mit Rücksicht auf Gretchens Zustand und auf die Umstände überhaupt. — Wie gesagt, Rauden war von nun an ein Faktor, mit dem gerechnet werden mußte.

Er bezwang seinen Stolz und seine Bedenken — er willigte ein und so reisten wir ab.

Bis zu dem kleinen Wirthshause gab uns Rauden das Geleit, dann trennten sie sich — unter heißen Thränen und doch hoch beglückt.

(Fortsetzung folgt.)



Humoristische Blätter

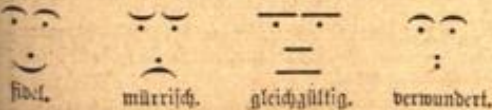
Anekdoten und Witze.

Eine theure Konversation.

Einer der populärsten Schriftsteller Frankreichs, der an der Spitze einer Sammlung zu Gunsten eines armen Knaben stand, besuchte in dieser Angelegenheit auch die Baronin Alphonse Rothschild in Paris. Sobald er den Zweck seines Kommens genannt hatte, reichte ihm die Baronin zehn Napoleons. Dann aber begann die Dame ein lebhaftes Gespräch über die Tagesereignisse. Nach kurzer Zeit jedoch erhob sich der Journalist und bemerkte bedauernd, er müsse auf die Fortsetzung der geistreichen Unterhaltung leider verzichten, denn, erfahren Sie, Frau Baronin, daß ich meinen Freunden gegenüber die Verpflichtung übernommen habe, heute noch zehn tausend Franken zum Wolle unseres Schützlings einzusammeln, und bis jetzt habe ich erst, Ihren großmüthigen Beitrag eingerechnet, acht hundert Franken in der Tasche. Lachend erwiderte die Baronin Rothschild: „Einer simplen Geldfrage wegen lassen wir uns nicht aus dem Konzept bringen.“ und, an ihren Schreibtisch gehend, handigte sie dem Schriftsteller eine Anweisung auf den Betrag von 9200 Franken ein.

Gesehene Porträts.

Folgenden niedlichen Scherz, durch welchen mit den knappen typographischen Hülfsmitteln in der Darstellung von Menschenköpfen mit verschiedenem Gesichtsausdruck in der That „Ueberrassendes“ geleistet wird, entnehmen wir den „Dresdener Nachrichten“:



fröhlich. mürrisch. gleichgültig. verwundert.

In der Front.

Unteroffizier (entrüstet): Infanterist Ruffner, mach' Er rechts um und lehrt' — und seh' Er sich einmal Seinen Tornister von hinten an, wie klauzig er ist.



Physikalische Experimente ohne Apparate.

(Fortsetzung.)

Will man das Prinzip der Hydrostatik in Bezug auf seine Erscheinung an Springbrunnen, artesischen Brunnen etc., zur Anschauung bringen, so ist dies durch zwei Trichter und einen an ihrem unteren Ausläufer befestigten Kautschukschläuch von einer gewissen Länge ganz leicht thunlich. Es genügt dazu, reichlich Wasser in den einen Trichter zu gießen; man sieht es dann so gleich durch den Kautschukschläuch auch in den andern, höher gestellten Trichter emporsteigen.



4

Ein dünne Scheibe aus Marienglas und der Glaszylinder einer Lampe reichen hin, um die Weisheit dieses Druckes der Flüssigkeit von unten nach oben darzuthun. Wir befestigen die Glimmerscheibe, wie aus der Abbildung 4 ersichtlich, mittelst eines Schnürchens an die untere Oeffnung des Glaszylinders, dann tauchen wir diese in solcher Weise unter verschlossene Glasröhre zum Theil in ein mit Wasser gefülltes Gefäß. Die Scheibe wird nun durch den Druck der Flüssigkeit von unten nach oben am Zylinderrande festgehalten. Wollen wir sie von demselben trennen, so brauchen wir nur so viel Wasser in die Glasröhre zu gießen, daß es im Innern derselben die äußere Wasserhöhe er-



5

reicht. Der von außen geübte Wasserdruck ist nun gleich jenem, der im Röhreninnern durch eine Wasseräule geübt wird, deren Basis der untern Zylinderfläche gleich ist und deren Höhe gleich der Entfernung der Glimmerscheibe vom obern Wasserpiegel in dem Gefäße ist.

Wir wollen von diesen im Alltagsleben zu beobachtenden Beispielen der Einwirkung des Gewichtes der Schwerkraft zu einem akustischen Experiment übergehen, das ein ganz vorzügliches Beispiel von der Fortpflanzung des Schalles durch feste Körper ergibt. Man bindet einen Faden um den Stiel eines Silbersöffels und steckt die beiden Enden des ersten, wie an der Abbildung 5 ersichtlich, in die Ohren. Sodann verlegt man den hinabhängenden Söffel in Schwingung, so daß er die Tischplatte berührt; die Fortpflanzung des Schalles ist da so eine intensive, daß man den Brummbach einer großen Kirchenglocke zu vernehmen meint. Dieses Experiment erklärt auch die Fortpflanzung der gesprochenen Worte durch das Windfahentelephon.

(Fortsetzung folgt.)

Rösselsprung.

dem	lein	du	le-	der	laßt	dem	kommt
bringt	zer	welt	durch	neu	mit	bringt	mel
ge-	son-	ter	hand	du	biß	du	blüm-
blät-	dem	nd-	nen-	nie	lein	him-	so
du	schein	me	far-	dem	blau	daß	mit-
bau-	bi-	früh-	du	brach	denn	lieb	der
was	biß	ge-	gut	du	bringt	ge-	trou
ges	ling	haß	wie	wand	und	mir	daß

Kleine Korrespondenz.



Hrn. Lehrer M. in M. Julian Schmidt, Geschichte der französischen Literatur, ist in Leipzig bei F. W. Grunow erschienen. Zwei starke Bände.

Frln. E. Jarmich in Verleberg. Ein illustriertes Spielbuch für Erwachsene hat Dr. Georgens und J. M. v. Gabetz Georgens bei Otto Spamer in Leipzig erscheinen lassen. Etwa sechs Hefte bis jetzt.

Richtige Lösungen von Räthseln, Charaden, Rösselsprüngen etc. sind uns zugegangen von: Frln. Pauline Günther, Breslau; Mathilde Kautzsch, Hannover; Emma Saklon, Stralsburg; M. Januschowski, Komotau; Fanny Melow, Brüssel; Ottilie Hermann, Stettin; Anna Otto, Hamburg; Frau Friederike Bernhardt, Ulm; Hrn. A. Jäger, Berlin; C. Rixner, Graz; J. Grünbaum; A. Weigang, Szentard; A. Rendscher, Stenographenverein in Weiden; J. Schah, Leipzig; F. Vogner und L. Witzgil, Wien; O. Paulsen, Hamburg; R. Ottolatz, Prag; F. Gumbrecht, Berlin; A. Kontony, Berlin; W. Richter, Koburg; Ed. Riemwald, Warmbrunn.

Hrn. Paul Tr. in Breslau. Ja — ist als Buch erschienen unter dem Titel: „Der Diamantschleifer“ (Stuttgart, Hallberger). Auch gebunden.

Frau A. Wone in Brann. Lebt in Wiesbaden.

Hrn. F. S. in O. Freichelberren heißen auch Kronknechten, in Berlin ersterer Name.

Abonnent in G. Pabel's Militärisches Kunststudienbureau in Dresden.

H. v. B. in R. So gern wir den Wünschen unserer Leser entgegenkommen, die betreffenden Bilder sind für Familien, wo auch Kinder die Hefte in die Hand bekommen, nicht geeignet.

H. G. R. in D. 1) Soll von Luther sein. 2) „Wo man singt, da laß dich ruhig nieder, Böse Menschen haben keine Lieder.“ — ist von Seume. Das ist die vollständige Umwandlung des Verses:

„Wo man singet, laß dich ruhig nieder,
 Ohne Furcht, was man im Lande glaubt,
 Wo man singet, wird kein Mensch beraubt,
 Bösewichte haben keine Lieder.“

Hrn. A. Sch. und Hrn. O. Gl. Leider nicht verwendbar, obwohl wir Ihnen Talent nicht absprechen wollen.

Hrn. O. L. in Berlin. Ein Reisehandbuch für Schweden und Norwegen, von Nielsen — ist in Hamburg bei Maule & Söhne erschienen.

Frau M. Hentzel in Potsdam. Für die Annoncen übernimmt die Redaktion keine Verantwortlichkeit. Wer Vertrauen hat, möge versuchen. Man braucht nicht bei jeder Ankündigung an Schwindel zu glauben. Wie soll denn sonst etwas bekannt gemacht werden?

Frln. E. v. G. Der Ausspruch: „Berühmt sein — ist bekannt sein bei Leuten, die man nicht kennt.“ — ist von der unglücklichen Charlotte Seligly, die sich in Berlin das Leben nahm, um ihren Gatten, einen schwachen Schriftsteller, durch einen großen Schmerz zu erhöhter Thätigkeit anzuspornen.

Korrespondenz für Gesundheitspflege.

Hrn. J. H. A. in Herisau. 1) Das läßt sich ohne persönliche Untersuchung von Seiten eines Arztes nicht beantworten. 2) Opodeldok besteht aus 24 Theilen Seifenpulver, 8 Theilen Kampfer, 300 Theilen

